

Franz Steiner Verlag

Auszug aus:

Konkurrenz und Institutionalisierung in der griechischen Archaik

Herausgegeben von
Jan B. Meister und Gunnar Seelentag



Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2020

Inhaltsverzeichnis

Vorwort.....	7
Abkürzungen der verwendeten Corpora.....	9
JAN B. MEISTER / GUNNAR SEELENTAG	
Konkurrenz und Institutionalisierung <i>Neue Perspektiven auf die griechische Archaik</i>	11
JAN B. MEISTER	
Geltungskonkurrenz zwischen Praktiken des Prestigeerwerbs als Problem des archaischen ‚Adels‘	39
GUNNAR SEELENTAG	
Das Kartell <i>Ein Modell soziopolitischer Organisation in der griechischen Archaik</i>	61
CHRISTOPH ULF	
Die relativ Besten grenzen sich ab <i>Aristokratisierung durch die Aufhebung des Wettbewerbs im archaischen Griechenland</i>	95
ERICH KISTLER	
Zwischen <i>stasis</i> und <i>eunomia</i> <i>Bankethäuser und soziale Gruppenbildung im archaischen Griechenland</i>	119
CHRISTOPH LUNDGREEN	
Schlüsselmonopole oder Governance-Funktionen? <i>Alternative Annäherungen an Staatlichkeit in der griechischen Archaik</i>	157

PETER ZELLER	
Das mittelalterliche Island und die griechische Archaik	
<i>Grenzen und Perspektiven eines diachronen Vergleichs</i>	193
STEFAN FRASS	
Die Institutionalisierung elitärer Konkurrenz	
in der homerischen Volksversammlung.....	217
FABIAN SCHULZ	
Dorische Wurzeln oder Kennzeichen der Stammesgesellschaft?	
<i>Das Aufkommen und die Verbreitung von Ältestenräten in der archaischen Zeit</i>	235
TANJA ITGENSHORST	
Intellektuelle Konkurrenz und kanonisierte Weisheit	
<i>Konkurrenz-Diskurse im politischen Denken der archaischen Zeit</i>	255
CLAAS LATTMANN	
Epinikien als pragmatischer Ausdruck institutionalisierter Konkurrenz.....	287
WINFRIED SCHMITZ	
Widerstreitende Kräfte	
<i>Zu Konkurrenz und Institutionalisierung im archaischen Griechenland</i>	317
NADIN BURKHARDT	
Konkurrenzverhalten und Institutionalisierungsprozesse	
in den westgriechischen Kolonien.....	339
KLAUS JUNKER	
Vom Prachtgefäß zum Riesentempel	
<i>Archaische Kolossalwerke als Mittel der Konkurrenz</i>	377
ARLETTE NEUMANN-HARTMANN	
Von improvisierten Wettbewerben zu institutionalisierten Festspielen	
<i>Die Entwicklung sportlicher Agone im archaischen Griechenland</i>	405
ELKE STEIN-HÖLKESKAMP	
Kampfplätze der Konkurrenz	
<i>Felder und Foren aristokratischer Konkurrenz im archaischen Griechenland</i>	427
Stellenregister.....	451
Ortsregister.....	463

Konkurrenz und Institutionalisierung

Neue Perspektiven auf die griechische Archaik

JAN B. MEISTER / GUNNAR SEELENTAG

Zwei zentrale Paradigmen prägten und prägen die Sicht der Forschung auf das archaische Griechenland ganz wesentlich. Das eine ist die Konzeptualisierung der *polis* als ‚Staat‘ und daraus abgeleitet das große Narrativ einer ‚Staatsentstehung‘ in archaischer Zeit. Das zweite ist die Beschreibung der archaischen Gesellschaft als einer von einem ausgeprägten Wettbewerbsdenken beherrschten Kultur. Jacob Burckhardt prägte hierfür den Begriff des ‚Agonalen‘ – eine den archaischen Griechen, insbesondere dem griechischen ‚Adel‘, eigene Disposition, die in dieser Form weitgehend einzigartig gewesen sei.

Die hier versammelten Ausätze sind das Ergebnis einer dreijährigen Kooperation im Rahmen eines von der DFG geförderten wissenschaftlichen Netzwerks. Das Ziel dieses Netzwerks war es, just jene traditionellen Paradigmen zu hinterfragen und neue Perspektiven auf die griechische Archaik zu eröffnen. Denn beide Paradigmen – ‚Staatsentstehung‘ wie auch das ‚Agonale‘ – sind problematisch: Der Fokus auf den Staat birgt nicht nur die Gefahr, unreflektiert anachronistische Vorstellungen auf die Antike zu übertragen,¹ er verengt vor allem den Blick, indem nur die *polis* und dort nur die im modernen Sinne ‚politischen‘ Institutionen betrachtet werden. Weiterfüh-

1 Sehr skeptisch zur Verwendung des Staatsbegriffs für die Antike ist Winterling 2014. Anders argumentiert Walter 1998, der davor warnt, mit einer exklusiven Reservierung des Staatsbegriffs auf die Moderne die erheblichen Differenzen innerhalb der Vormoderne pauschal einzuebnen. Der Beitrag von Christoph Lundgreen in diesem Band, der unterschiedliche Grade von ‚Staatlichkeit‘ untersucht, trägt diesem Problem Rechnung; vgl. auch Lundgreen 2014. Das Operieren mit ‚Staatlichkeit‘ bedingt jedoch eine erhebliche Neudefinition und Abstraktion des alltäglichen Staatsbegriffs (der zugleich zur ‚Staatlichkeit‘ adjektiviert und damit als Begriff eben doch verabschiedet wird) oder aber eine klare Definition des Begriffs, wie sie etwa Dreher 1983, 9 f. vornimmt, die ihn analytisch operabel macht, dabei aber typisch moderne Konzeptionen wie die, dass „der Staat als eigener Funktionsbereich analytisch von dem der Gesellschaft unterscheidbar ist“ (ebd. 9), auf die Antike überträgt; das kann heuristisch sinnvoll sein (etwa in Bezug auf den in der Archaik zu beobachtenden doch sehr unterschiedlichen Grad an Institutionalisierung, der mit ‚vorstaatlich‘ und ‚staatlich‘ klar kategorisierbar wird), gleichzeitig birgt ein solches Vorgehen aber auch die Ge-

render sind hier neoevolutionistische Modelle von Staatsentstehung, die zwischen *big man*-Gesellschaften, nach Rang gegliederten *chiefdoms* und *early states* mit stratifizierter Adelsgesellschaft unterscheiden. Doch auch diese Modelle sind, trotz ihres unzweifelhaften heuristischen Nutzens, nicht ohne Probleme, wenn sie auf das archaische Griechenland bezogen werden. Denn der ‚Staat‘ erscheint hier primär als ein Herrschaftsinstrument, das notwendig wird, sobald sich eine stratifizierte Adelsgesellschaft ausbildet, um die auf Ungleichheit basierende Gesellschaftsordnung zu stabilisieren und das ‚Oben-Sein‘ des Adels institutionell abzusichern. Das Modell orientiert sich an frühen Hochkulturen mit monarchischen Reichsbildungen – also dem globalgeschichtlichen Regelfall –, lässt sich aber nur bedingt auf die griechischen *poleis* übertragen, deren Regelungen oft nicht auf Herrschaftssicherung, sondern auf Herrschaftsvermeidung zu zielen scheinen.² Rezipiert werden diese Modelle daher vor allem für die ‚Dark Ages‘ und die ‚homerische Gesellschaft‘.³ Für die Zeit danach ist dagegen die Versuchung groß, die ‚Staatsentstehung‘ in der Archaik in mehr oder minder expliziter Analogie zur europäischen Neuzeit zu konzeptualisieren, mit der revolutionären Überwindung eines *ancien régime* und dem demokratischen Athen als *telos* der Entwicklung.

Auch das ‚Agonale‘ – das zweite große Forschungsparadigma – ist nicht ohne Probleme. Die Vorstellung eines zweckfreien Wettbewerbs um seiner selbst willen trägt deutliche Züge antimodernistischer Ideologisierung: Man sah in den archaischen Griechen nicht nur das edle Gegenstück zu den von schnöder Gewinnsucht getriebenen Oligarchen der klassischen Zeit, sondern auch eine eigentliche Antithese zum liberalen Kapitalismus der Moderne. Das ‚Agonale‘ der Griechen war der ‚gute‘, von materieller Gewinnsucht befreite Wettbewerb – das Ideal des ‚Bildungsbürgers‘ in Abgrenzung zum ‚Wirtschaftsbürger‘.⁴ Gleichzeitig entzieht sich das ‚Agonale‘ durch die behauptete Exzeptionalität jeglicher Vergleichbarkeit und suggeriert, dass es sich dabei um eine den Griechen quasi-natürlich eingegebene Disposition handele, aus der heraus man zwar vieles erklären könne, die selbst aber ein unerklärliches Mysterium bleiben müsse.

Durch die vor allem im deutschen Sprachgebrauch geläufige Unterscheidung von ‚Staat‘ und ‚Gesellschaft‘ lassen sich die beiden Paradigmen zu einem besonders suggestiven Narrativ verbinden: Die agonale, meist panhellenisch gedachte (Adels-)Gesellschaft und die entstehenden ‚Staaten‘ können als getrennte, ja gar antagonistische Entwicklungen gesehen werden. Überspitzt formuliert ergibt sich daraus das folgende

fahr, gerade die Singularität antiker politischer Institutionen, wo stark ausdifferenzierte ‚staatliche‘ Ämter mit gesellschaftlicher Ehre einhergingen, zu verunklären (dazu Winterling 2014, 253–255).

2 Vgl. hierzu etwa die Arbeiten von van der Vliet 2005; van der Vliet 2008; van der Vliet 2011.

3 Vgl. u. a. Hall 2007, 119–144; Kistler/Ulf 2005; Rose 2012, 56–92; Ulf 1990.

4 Hierzu v. a. Ulf 2011; vgl. Burckhardt 1999; Ulf 2006 und Weiler 2006.

Schema: Der vorstaatliche, panhellenische Adel mit seiner agonalen Kultur wird von den entstehenden *poleis* eingehegt und gezähmt, aus den ritterlichen ‚Aristokraten‘ werden ‚Bürger‘ oder nach materiellem Gewinn strebende ‚Oligarchen‘, gleichzeitig wird ‚die‘ griechische Gesellschaft durch die Herausbildung der kleinräumigen Polisstaaten fragmentiert; damit verliert sich eine panhellenische (tendenziell als ‚aristokratisch‘ konzipierte) Offenheit der Frühzeit in lokal begrenzter Kleinstaatlichkeit der beginnenden Klassik.⁵

Die Phänomene, die diesen Narrativen zugrunde liegen, und ihre Bedeutung sind nicht zu leugnen: Diverse Studien der letzten Jahre haben das kompetitive Verhalten insbesondere der archaischen Eliten erneut deutlich hervorgehoben,⁶ und dass zwischen dem 8. und dem 5. Jahrhundert etwa mit der bewussten Satzung von Recht, der Etablierung jährlich wechselnder Magistraturen, aber auch der Ausbildung der panhellenischen Agone und der *periodos* auf vielen Ebenen Institutionalisierungsprozesse zu beobachten sind, steht außer Frage.⁷ Doch der Blick auf diese Phänomene unter den Paradigmen des ‚Staats‘ und des ‚Agonalen‘ bleibt defizitär und führt zu einer ganzen Reihe von Folgeproblemen, die am schwammigen, teils stark normativ aufgeladenen Charakter der Begriffe liegen. Daher soll im Folgenden mit den analytischen Kategorien *Konkurrenz* und *Institutionalisierung* gearbeitet werden. Diese beiden Kategorien bieten mehrere Vorteile: Das soziologische Konzept von Konkurrenz, wie es von Georg Simmel entwickelt wurde, fragt nach Akteuren und den sozialen Bedingungen von kompetitivem Verhalten, versteht also Konkurrenz nicht als eine naturgegebene Disposition, sondern als eine sozial eingebettete und sozial zu erklärende Praxis. Ähnliches gilt für Institutionen, die ebenfalls nicht als abstrakte Entitäten zu denken sind, sondern, wie etwa Peter Berger und Thomas Luckmann argumentierten, als eine Form der sozialen Konstruktion von Wirklichkeit. Dabei kommt nicht nur das labile und prozesshafte Moment von Institutionen deutlicher zum Tragen; ein so verstandener Institutionenbegriff ermöglicht es auch, Praktiken in den Blick zu nehmen, die bei dem traditionellen Staatsparadigma außen vor bleiben: Verhaltensregeln bei Banketten, Normierungen von Praktiken bei der Grablege und dem Aufstellen von Weihgeschenken oder aber die Institutionalisierung panhellenischer Agone. Die abstrakten Kategorien Konkurrenz und Institutionalisierung machen es damit möglich, archäolo-

- 5 Wenn auch überspitzt, so ist dieses Narrativ doch zentral für den im doppelten Sinne epochenmachenden Aufsatz von Heuß 1946, der die Archaik als historische Epoche zu definieren suchte, gleichzeitig aber auch mit den hier zugespitzt referierten Denkfiguren die ‚Meistererzählung‘ über diese Epoche nachhaltig prägte. Hierzu demnächst auch Meister (im Druck).
- 6 So ist die „culture de l’agon“ zentral für den Ansatz von Duplouy 2006, und Fisher/van Wees 2011 heben die generelle Bedeutung von „competition“ als Triebfeder historischer Entwicklungen hervor, wobei Griechenland in dem Sammelband erheblichen Raum einnimmt.
- 7 Vgl. etwa programmatisch Hölkeskamp 2003 sowie jüngst in einer detaillierten Studie zu Kreta Seelentag 2015.

gische, epigraphische und literarische Quellen mit einem einheitlichen Analyseraster zu untersuchen, gleichzeitig sind beide Kategorien direkt aufeinander bezogen: Denn Konkurrenz im Sinne Simmels ist ohne Institutionalisierung nicht denkbar – anders als bei der direkten Konfrontation zweier Gegner wetteifern Konkurrenten im Rahmen gemeinsam akzeptierter ‚Spielregeln‘, (re)produzieren also, indem sie konkurrieren, eine institutionelle Ordnung, bestehend aus ebendiesen ‚Spielregeln‘. Damit stellt sich die Frage nach dem Konnex von Konkurrenz und Institutionalisierung in ganz neuer Weise und ermöglicht es, neue Modelle und Fragen an die Archaik und das disparate Quellenmaterial heranzutragen. Im Folgenden sollen daher beide Kategorien vorgestellt werden, um anschließend ein darauf aufbauendes Frageraster für die griechische Archaik zu entwickeln. Abschließend soll dann ein kurzer Überblick geboten werden, wie diese Fragen in den einzelnen Beiträgen dieses Bandes fruchtbar gemacht werden.

Konkurrenz

Das Konkurrenzmodell des Soziologen Georg Simmel genießt seit einigen Jahren in den Altertumswissenschaften Konjunktur und hat sich als heuristisch besonders wertvoll erwiesen.⁸ Simmel definierte Konkurrenz als eine Sonderform des „Kampfes“.⁹ Konkurrenz sei, so Simmel, ein indirekter Kampf, bei dem die Vernichtung des Gegners nicht das eigentliche Ziel darstelle.¹⁰ Ziel sei vielmehr das Erringen der Gunst einer Dritten Instanz, die den Siegespreis vergebe. Das schließe die Vernichtung des Gegners zwar nicht aus, diese sei aber höchstens „Mittel“, nicht „Zweck“.¹¹ Ein lebensweltliches Beispiel aus der Gegenwart mag dies illustrieren: Bei politischen Wahlen kann man einen Rivalen zwar mit einer Schmutzkampagne moralisch vernichten, aber gewonnen hat man damit *per se* noch nichts – im Gegenteil, einseitige Negativkampagnen können auch zum Bumerang werden und die eigenen Wahlchancen bei der Dritten Instanz, in diesem Fall den Wählern, schmälern. Andererseits gibt es auch Konkur-

8 Hervorzuheben sind hier insbesondere die Arbeiten von K.-J. Hölkeskamp, der das Konzept Simmels für die römische Republik fruchtbar machte, vgl. insbesondere Hölkeskamp 2006 (= Hölkeskamp 2017, 123–162) sowie Hölkeskamp 2014; ferner Nebelin 2014 sowie den kritischen Forschungsüberblick bei Künzer 2016, 61–71; Künzer 2016 selbst bietet, mit direkter Bezugnahme auf Hölkeskamp und Simmel, eine Untersuchung zur senatorischen Konkurrenz in der frühen Kaiserzeit. Zur Anwendung des Simmel'schen Konzepts auf das klassische Athen s. Stein-Hölkeskamp 2014.

9 Simmel publizierte die Abhandlung erstmals 1903 (= Simmel 1995) und dann unter Weglassung der einleitenden Passage und der Degradierung des letzten Abschnitts zu einer Fußnote nochmals wortgleich als Teil des Kapitels „Der Streit“ in der 1908 erschienen „Soziologie“ (= Simmel 1992, 323–349).

10 Simmel 1992, 323.

11 Simmel 1992, 324.

renz, bei welcher der Gegner gar nicht geschädigt wird – etwa bei einem Wettlauf, wo alle auf dasselbe Ziel zusteuern. Hier strebt, so Simmel, „jeder Bewerber für sich auf das Ziel zu(...), ohne eine Kraft auf den Gegner zu verwenden“; kühn zieht Simmel dann den Vergleich zu Kaufleuten und Missionaren, die auf ganz ähnliche Weise ohne sich direkt anzugreifen um Kunden und Gläubige konkurrierten und sich so gegenseitig zu Höchstleistungen antrieben.¹² Konkurrenz führe damit zu einer Wertsteigerung. Davon profitiere in erster Linie die Dritte Instanz, aber unter Umständen auch die unterlegenen Konkurrenten, da das gemeinsame Ziel mit der bestmöglichen Leistung zum Nutzen aller erreicht werde.¹³

Mit dem Gedanken, dass Konkurrenz in Hinblick auf das Gesamtsystem wertsteigernd sei, steht Simmel in einer langen Tradition liberalen Denkens. Die eigentliche Innovation seines Ansatzes liegt denn auch andernorts, nämlich in der Feststellung der soziologischen Dimension von Konkurrenz: Durch die triadische Struktur von Konkurrenz – also die Dreiecksbeziehung zwischen dem einzelnen Konkurrenten zu seinen Mitbewerbern einerseits und der Dritten Instanz andererseits – kommt ihr eine vergesellschaftende Wirkung zu. Simmel spricht von der „ungeheuren synthetischen Kraft“, die Konkurrenz entfalten kann, weil sie – mit Blick auf die Gunst der Dritten Instanz, die es zu erringen gelte – eben primär eine „Konkurrenz um den Menschen ist, ein Ringen um Beifall und Aufwendung, um Einräumungen und Hingebungen jeder Art, ein Ringen der Wenigen um die Vielen wie der Vielen um die Wenigen; kurz, ein Verweben von tausend soziologischen Fäden durch die Konzentrierung des Bewusstseins auf das Wollen und Fühlen und Denken der Mitmenschen, durch die Adaptierung der Anbietenden an die Nachfragenden, durch die raffiniert vervielfältigten Möglichkeiten, Verbindungen und Gunst zu gewinnen.“¹⁴ Konkurrenten und Dritte Instanz sind also aufeinander bezogen: Die Erwartungshaltung der Dritten Instanz werde aufgegriffen und bestimme das Handeln der Konkurrenten, welche die Gunst dieser Dritten Instanz gewinnen wollen; gleichzeitig verbinde diese Ausrichtung auf die Dritte Instanz die Konkurrenten untereinander, da sie (anders als im direkten Kampf) nach gemeinsamen Regeln konkurrieren und ihre Leistung den von der Dritten Instanz vorgegebenen Bewertungskriterien unterwerfen. Die Herausbildung solcher Regeln und Bewertungskriterien sei bereits eine Form von Institutionalisierung – Konkurrenz und Institutionalisierung seien also nicht getrennt zu denken.

12 Simmel 1992, 324.

13 Simmel 1992, 324 f.; Simmel (ebd. 324) präsentiert das Beispiel der Belagerung Maltas durch die Türken 1565: Dabei konkurrierten die verteidigenden Ritter des Malteserordens darum, wer am tapfersten Widerstand leiste, was Simmel als „echte Konkurrenz“ und als „sehr reines Beispiel“ bezeichnet, da der „Erfolg sich auch auf den Besiegten erstreckt“, da er dem gemeinsamen Ziel diene (ebd. 324 f. – die „Besiegten“ sind freilich die im Tapferkeitswettkampf unterlegenen Malteser, nicht die in der Folge des Wettkampfs getöteten Türken).

14 Simmel 1992, 328.

Der für Simmels Modell so zentrale Fokus auf die Dritte Instanz ist jedoch nicht ohne Probleme. Denn so überzeugend dieses Modell etwa bei der Konkurrenz von Kandidaten um die Gunst von Wählern oder von Kaufleuten um Kunden ist, so gibt es doch auch Formen der Konkurrenz, bei denen eine Dritte Instanz, in deren Hand der Siegespreis liegt, nicht ohne weiteres zu erkennen ist – weder in Simmels Beispiel des Wettrennens, noch in der Konkurrenz der Ritter des Malteserordens darüber, wer die Insel am tapfersten gegen die Türken verteidigte, ist die triadische Struktur der Konkurrenz unmittelbar ersichtlich. Zwar ist in beiden Fällen die Bedingung des indirekten Kampfes erfüllt – sogar in besonders „reiner Form“, wie Simmel hervorhebt, da in beiden Fällen eine Schädigung des Gegners als Mittel der Konkurrenz ausgeschlossen sei –, doch eine von den Konkurrenten unabhängige Dritte Instanz spielt keine Rolle, denn der Siegespreis liegt in diesem Fall nicht in der Hand einer Dritten Instanz, sondern besteht einzig in der relativen Platzierung des Siegers im Vergleich zu den Mitbewerbern.

Theodor Geiger hat – ohne direkt auf Simmel Bezug zu nehmen – in solchen Fällen zwischen „Aneignungs-“ und „Distanzierungskonkurrenz“ unterschieden.¹⁵ Während der erste Fall die Konkurrenz um ein knappes Gut beschreibt, geht es bei der Distanzierungskonkurrenz um die Platzierung innerhalb des Felds der Konkurrenten – der Preis, um den konkurriert wird, ist also nicht ein Gut in der Hand Dritter, sondern besteht allein in der relativen Distanzierung der Konkurrenten. Bei Simmel, dessen Modell stark an der Wirtschaftskonkurrenz – dem typischen Fall von Geigers „Aneignungskonkurrenz“ – orientiert ist, bleibt dieser Aspekt unterbelichtet, doch gerade bei den für die Archaik (wie generell für die Vormoderne) besonders interessanten Fällen von Prestigekonkurrenz und demonstrativem Konsum, handelt es sich eher um „Distanzierungskonkurrenz“ im Sinne Geigers. Die Differenz zum Simmel'schen Model ist jedoch nicht absolut. Denn Geiger betont, dass Distanzierungskonkurrenz primär für die Konkurrenten selbst bedeutsam sei – Sammler von Briefmarken, Meerschaumpfeifen und Silberknöpfen, so Geiger, können sich durch die Größe ihrer Sammlung nur unter den Leuten Ansehen erwerben, die dieselben Objekte sammeln, also den unmittelbaren Konkurrenten, die sie distanzieren.¹⁶ Von dieser nur auf die Konkurrenten bezogenen Distanzierungskonkurrenz hebt Geiger die „Rang- und Prestigekonkurrenz“ als Sonderform ab. Bei ihr geht es zwar ebenfalls um die relative Distanzierung der Konkurrenz, doch ist hier die „Bewertung durch das soziale Umfeld“ beziehungsweise „die öffentliche Meinung“ ein zentraler Faktor, der bei den Meerschaumpfeifensammlern fehle.¹⁷ Geiger spricht daher von einer „Distanzierungskonkurrenz mit öffentlichen Ambitionen“.¹⁸ Als „Öffentlichkeit“, die durch ihr Interesse an der Distan-

15 Geiger 2012, 21–23.

16 Geiger 2012, 29 f.

17 Geiger 2012, 29–32; Zitat: 31.

18 Geiger 2012, 29.

zierungskonkurrenz anderer dem Sieger Ansehen über den Kreis der Konkurrenten hinaus vermittele, ist Simmels Dritte Instanz also auch in diesem Modell vorhanden, allerdings in einer weitgehend passiven Zuschauerrolle.

Die Frage nach einer „Öffentlichkeit“, die aus der idiosynkratischen Distanzierungskonkurrenz eine sozial relevante Prestigekonkurrenz werden lässt, ist auch von ganz anderer Seite an das Simmel'sche Modell herangetragen worden. Tobias Werron hat – unabhängig von Geigers Überlegungen – unlängst eine Würdigung und Weiterentwicklung des Simmel'schen Konkurrenzmodells unternommen.¹⁹ Auch er stellte die Rolle der Dritten Instanz ins Zentrum seiner Überlegungen, denn während diese Dritte Instanz in persönlichen Nahbeziehungen klar zu benennen sei, bleibe sie in den „gröberen, sozusagen öffentlichen Fällen“ diffus – und genau hier setzen Werrons Überlegungen an. Er argumentiert, dass auch in Fällen, wo kein konkretes Publikum auszumachen sei, doch zumindest die Unterstellung eines Publikums für das Funktionieren öffentlicher Konkurrenz eine zwingende Voraussetzung darstelle: Es sei die gemeinsame Vorstellung der Konkurrenten von einer „Öffentlichkeit“, die ihre Leistung beurteile, die den „seelischen Konnex“ zwischen den Konkurrenten herstelle und zur Verständigung über die Regeln und Kriterien der Konkurrenz führe.²⁰ Das Publikum bestehe also nicht aus real anwesenden Menschen, sondern sei eine abstrakt imaginierte Öffentlichkeit und die Konkurrenten verhalten sich so, wie sie erwarten, dass es der Erwartungshaltung dieser Öffentlichkeit entspreche. „In den öffentlichen Formen der Konkurrenz“, so Werron, „erscheint der Dritte daher nicht länger als ein nur Leistungen empfangender, von den Konkurrenten umworbener Teil der Dreiecksbeziehung, sondern als ein Informations- und Evaluationszentrum, ohne das die Konkurrenten buchstäblich nicht wissen könnten, dass und worum sie konkurrieren.“²¹

Die Denkfigur einer „Öffentlichkeit“ hat jedoch noch eine weitere Implikation, die Werron als „mediensoziologisch“ betitelt: Moderne Massenmedien, die abbilden, was als öffentlichkeitsrelevant angesehen wird, ermöglichen öffentliche Konkurrenz auch unter Abwesenden. Die Vergleichbarkeit ihrer Leistung wird durch Medien in der Öffentlichkeit hergestellt und so können räumliche wie zeitliche Distanzen überbrückt werden: Ein Läufer misst sich in direkter (Distanzierungs-)Konkurrenz mit seinen anwesenden Mitläufern, konkurriert aber gleichzeitig mit abwesenden Läufern vergangener (und zukünftiger) Zeiten um den Bahnrekord.²² Das Konzept einer umfassenden „Öffentlichkeit“ lässt sich zwar nicht ohne weiteres auf die Antike übertragen, von Massenmedien ganz zu schweigen,²³ doch dass Konkurrenten ihre Handlungen

19 Werron 2011.

20 Werron 2011, spez. 239–246.

21 Werron 2011, 245.

22 Werron 2011, 252–255.

23 Werron stützt sich auf eine systemtheoretische Definition von Öffentlichkeit und öffentlicher Meinung, wie sie konzise bei Luhmann (2000) dargelegt wurde. Luhmann definierte die öffentliche Meinung als „Beobachtung der Beobachtung [...] von innergesellschaftlichen Systemgren-

auf das unterstellte Urteil eines imaginierten „Publikums“ hin ausrichten und dabei die Vergleichbarkeit mit Konkurrenten an anderen Orten und zu anderen Zeiten mitbedenken, ist als Handlungsmodus – etwa beim Aufstellen von Weihgeschenken in Heiligtümern oder dem Errichten prestigeträchtiger Bauten – auch antiken Akteuren keineswegs fremd.

Dennoch sind einige grundsätzliche Warnungen angezeigt, wenn man das Simmel'sche Modell der Konkurrenz und die darauf aufbauenden theoretischen Erweiterungen einfach auf die Antike überträgt. Denn Simmel selbst sah Konkurrenz als eine typische Form der Vergesellschaftung in der *modernen Welt*. Sein Ausgangspunkt ist „die *moderne* Konkurrenz, die man als Kampf Aller gegen Alle kennzeichnet“, die aber, so Simmel, „zugleich ein Kampf Aller um Alle“ sei.²⁴ Diese gemeinschaftsstiftende Wirkung sieht Simmel als dominierendes Prinzip der Vergesellschaftung seiner eigenen Gegenwart, in der „die enge und naive Solidarität primitiver und sozialer Verfassungen der Dezentralisation gewichen“ sei.²⁵ Es sei das Schwinden „historischer Normen“, die früher diverse Lebensbereiche vorbestimmt hätten, die das Ausbreiten des Liberalismus weit über die Wirtschaftsbeziehungen hinaus in alle Bereiche des Lebens überhaupt erst ermöglicht hätte.²⁶ Dies gilt es im Auge zu behalten: Simmels Konkurrenzmodell beschreibt ein Phänomen der Moderne. Die Frage, was diese ‚Moderne‘ genau auszeichnet, ist jedoch nie gänzlich vom Standpunkt des Betrachters – in diesem Falle Simmels persönlicher Erfahrung²⁷ – zu trennen. Die Dichotomie zwischen

zen“ (ebd. 284), das heißt autopoietisch geschlossene Systeme wie Wirtschaft oder Politik beobachten aus der Logik ihres eigenen Systems heraus, was andere Systeme an ihnen beobachten, und können folglich ihre (für diese „Öffentlichkeit“ gedachten) Operationen an der Erwartungshaltung des Beobachtetwerdens ausrichten. Diese für die „Öffentlichkeit“ gedachten Operationen orientieren sich also an einer „öffentlichen Meinung“, die nicht aus der Eigenlogik des jeweiligen Systems heraus zu erklären ist, aber auch keine eigene Entität darstellt, sondern als Modus des gegenseitigen Beobachtens und den daraus resultierenden Erwartungshaltungen zu verstehen ist. Für die volle Entfaltung der „öffentlichen Meinung“ ist daher die komplexe moderne Gesellschaftsstruktur mit ausdifferenzierten Funktionssystemen und Massenmedien, die das gegenseitige Beobachten medial ermöglichen, notwendig (und in der Tat fehlt für die Antike ein ähnlich umfassender Begriff wie „öffentliche Meinung“ weitestgehend), dennoch spielt die Orientierung an der Meinung anderer und die Sorge um den eigenen Ruf selbstverständlich zu allen Zeiten eine Rolle, und in kleinräumigeren und tendenziell deutlich stärker personenbezogenen Kontexten lassen sich ähnliche Phänomene auch in der Vormoderne beobachten; dazu knapp auch Luhmann 2000, 274 ff.

24 Simmel 1992, 328 (Hervorhebung JM).

25 Simmel 1992, 328.

26 Simmel 1992, 329.

27 Simmels lebensweltliche Erfahrung in ‚seiner‘ Moderne ist hier mit zu beachten: Der entfesselte Kapitalismus sowie Individualisierung und Rationalisierung sind bei ihm wie bei seinen Zeitgenossen zentrale Momente der Moderne, bei Simmel kommt jedoch hinzu, dass er selbst – anders als etwa Max Weber oder Werner Sombart – akademisch lange Zeit nicht reüssierte und bei Berufungen übergangen wurde. Der Erfolg seines Wirkens beim Publikum, also bei der ‚Dritten Instanz‘, war jedoch enorm. Dies mag sehr wohl erklären, weshalb Simmel einen schärferen analytischen Blick auf das Phänomen Konkurrenz entwickelte als seine Kollegen und gleichzeitig die

„Moderne“ und „Vormoderne“ sollte daher bei der Beschäftigung mit Konkurrenz nicht zu starr gesehen werden. Denn es ist keineswegs auszuschließen, dass sich ähnliche Phänomene auch in der Antike finden, die als das „uns nächste Fremde“ teilweise erstaunlich „modern“ wirkt. Gerade in der überaus dynamischen Archaik, in der wohl auch zahlreiche „historische Normen“ in Frage gestellt wurden, finden sich durchaus Rahmenbedingungen, die das Entstehen von Konkurrenz analog zur Moderne hätten begünstigen können. Doch ein Modell, das zur Beschreibung eines als „typisch modern“ empfundenen Phänomens entwickelt wurde, birgt immer die Gefahr, auf die Antike angewandt, diese moderner zu machen, als sie tatsächlich war.

Vor diesem Hintergrund erscheint es wichtig, den Blick nicht nur auf Konkurrenz zu richten, sondern auch auf die Mechanismen, die Simmel unter den Stichworten „Verzicht auf Konkurrenz“ und „Einschränkung bestimmter Mittel von Konkurrenz“ behandelt.²⁸ Denn Konkurrenz ist an sich etwas Labiles. Die Konkurrenten schädigen sich tendenziell, während die Dritte Instanz entweder direkt profitiert oder zumindest als Referenzgruppe eine herausgehobene Stellung einnimmt. Es steht daher immer die Option im Raum, dass sich die Konkurrenten untereinander verständigen. Simmel sieht hier drei mögliche Optionen: erstens das Modell der Zunft, bei dem eine „mechanische Gleichheit der Teile“ angestrebt wird – Produktion und Gewinnverteilung sind nach einem strikten Gleichheitsprinzip reglementiert und Konkurrenz wird „durch alle Mittel“ niedergehalten.²⁹ Die zweite Option ist die Verständigung über den Verzicht auf gewisse Praktiken der Konkurrenz, ohne aber die Konkurrenz als solche aufzuheben.³⁰ Die Extremform dieses Verzichts ist – als dritte Option – das Kartell, durch das Konkurrenz gänzlich aufgehoben wird, wobei die Dritte Instanz (aus der wirtschaftlichen Logik des Modells heraus gedacht: die Konsumenten) die Kosten des Konkurrenzverzichts zu tragen haben.³¹ Die Ähnlichkeit dieses Kartells zur Zunft liegt auf der Hand. Simmel sieht den Unterschied auch weniger in der Sache selbst als vielmehr im „soziologischen Sinn“ begründet, der einmal auf Gleichheit ziele, das andere Mal dagegen rein zweckrational den Konkurrenzverzicht bis zur vollständigen Beherrschung des Marktes und der Aufhebung der Konkurrenz treibe.³² Der Unterschied liegt also primär in der auf „ständische“ Gleichheit zielenden Motivation der

Exklusionsmechanismen und die Solidarität von Konkurrenten untereinander ausblendete beziehungsweise als „nicht moderne“ Form der Vergemeinschaftung ausklammerte; vgl. Verheyen 2013.

28 Simmel 1992, 336–342.

29 Simmel 1992, 339 f.

30 Simmel 1992, 340–342.

31 Simmel 1992, 342.

32 Simmel 1992, 342. Simmel betont, dass die Zunft den Individuen die Selbständigkeit belässt und sich alle nach dem Prinzip der „mechanischen Gleichheit“ an der Leistung des Schwächsten orientieren, während bei der Kartellierung „nicht die Lage der Subjekte, sondern die objektive Zweckmäßigkeit des Betriebs der Ausgangspunkt“ sei – Simmel sieht dementsprechend (anders als bei der Zunft) beim Kartell die Option, dass die Konkurrenten ihre Selbständigkeit aufgeben und sich zu einem einzigen marktbeherrschenden Betrieb zusammenschließen.

Zunft gegenüber der organisatorischen Rationalität des Kartells; das Ergebnis jedoch ist in beiden Fällen vergleichbar, weshalb im Folgenden die Simmel'sche Unterscheidungen aufgegeben werden und nur von ‚Kartell‘ gesprochen werden soll, wobei die Möglichkeit einer ständisch bedingten Motivation der Akteure stets zu bedenken ist. Denn anders als beim Terminus ‚Zunft‘, kann beim Kartell auch nach dem Prozess der ‚Kartellierung‘ gefragt werden – als idealtypisches Handlungsmuster birgt der Begriff also ein höheres analytisches Potential. Auf solche Handlungsmuster zu achten, ist zentral, denn dass Reduktion von Konkurrenz und Kartellierung Mechanismen waren, die in der Antike häufiger auftraten als in der von Simmel untersuchten Moderne, ist anzunehmen. Simmels Modell mag hier den Blick dafür schärfen, dass eine solche Reduktion von Konkurrenz nicht zwingend im Sinne der Gesamtgesellschaft sein muss, sondern primär zum Wohl der Konkurrenten und zu Lasten der Dritten Instanz ausfallen mag. Gerade in Hinblick auf Prestige Konkurrenz kann man eine idealtypische Aristokratie sehr gut als Prestige-Kartell imaginieren, bei dem die Konkurrenten auf jegliche Form von Distanzierungs Konkurrenz verzichten und allen potentiellen Konkurrenten einen gleichen Anteil an Ehre zugestehen, dieses Ehrkartell aber letztlich auf Kosten des *demos* errichten, der als ehrende Dritte Instanz nun nicht mehr aktiv von einzelnen Akteuren umworben werden muss.

Simmels Unterscheidung von Zunft und Kartell, die primär in der Motivation der Akteure – einem ständischen Gleichheitsgedanken beziehungsweise einer objektiven Zweckrationalität – begründet liegt, führt zu einem weiteren wichtigen Punkt: Konkurrenz als Wettbewerb um die Gunst Dritter hängt bei Simmel auch mit einer spezifisch modernen Einstellung zum Individuum und zur Moral und damit einer typisch ‚modernen‘ Form des Denkens zusammen. Denn das Sich-Messen in einer Konkurrenzsituation erzwingt automatisch eine Objektivierung des Verfahrens. Das führe dazu, dass man die Vernichtung des Konkurrenten als moralisch unbedenklich in Kauf nehme, da er erstens nicht direkt, sondern indirekt geschädigt werde und er zweitens völlig objektiv selbst die Schuld trage, da er nicht dieselbe Leistung wie der Sieger zu erbringen vermocht habe.³³ Gleichzeitig zähle allein die individuelle Leistung ohne Rücksicht auf die dahinterstehende Person – moralische, aber auch soziale Kriterien, an denen das Handeln von Akteuren gemessen wird, werden damit außer Kraft gesetzt und zugunsten eines Leistungsprimats objektiviert. Darin sieht Simmel einen der „entscheidenden Züge des modernen Daseins“.³⁴ Auch das gilt es bei der Frage nach Konkurrenz in der Archaik im Auge zu behalten: Inwiefern ist ein reines Leistungsprinzip mit antiken Moralvorstellungen zu vereinbaren, und was passiert, wenn objektive Leistung und zugeschriebenes Prestige im Widerspruch stehen? Denkbar ist auch eine – tendenziell typisch ‚vormoderne‘ – Mischform von Konkurrenz, in der

33 Simmel 1992, 342–349.

34 Simmel 1992, 349.

zwar eine objektivierte Konkurrenz stattfindet, aber das Feld möglicher Konkurrenten eingeschränkt ist, da nur eine beschränkte Zahl an Personen als ‚satisfaktionsfähige‘ Konkurrenten angesehen werden. Wenn man mit Geiger Prestigekonkurrenz als ‚Distanzierungskonkurrenz mit öffentlichen Ambitionen‘ versteht, so ist allerdings auch klar, dass die Frage nach der ‚Satisfaktionsfähigkeit‘ potentieller Konkurrenten – wenn es nicht um gesellschaftlich irrelevante Konkurrenz wie das Sammeln von Meeresschaumpfeifen geht – nicht allein von den Konkurrenten bestimmt wird, sondern auch von der sie beobachtenden ‚Öffentlichkeit‘ oder zumindest der dieser ‚Öffentlichkeit‘ unterstellten Erwartungshaltung. Gerade im archaischen Griechenland, wo Öffentlichkeit noch stärker an physische Anwesenheit gekoppelt war als in der Moderne, ist daher auch zu überlegen, inwieweit in verschiedenen Kontexten mit jeweils verschiedenen Öffentlichkeiten (beziehungsweise einem jeweils anders gearteten realen oder imaginierten ‚Publikum‘) zu rechnen ist, sich also die Modi der Konkurrenz, die Frage nach der Satisfaktionsfähigkeit und dem Spannungsverhältnis zwischen Leistung und Ansehen der Person je nach dem, in welchem Forum der Konkurrenz man sich bewegte, ganz anders stellen konnten.

Institutionalisierung

Da Konkurrenz ein Handlungsmodus ist, bei dem sich die Akteure auf Regeln und objektive Kriterien der Vergleichbarkeit einlassen – sei es durch die direkte Ausrichtung auf eine real anwesende Dritte Instanz, sei es in der gemeinsamen Erwartungshaltung, von einer nicht direkt anwesenden Öffentlichkeit beobachtet zu werden –, weist jede Handlung im Modus der Konkurrenz bereits Elemente von Institutionalisierung auf. Das Konzept von ‚Institutionalisierung‘ kann sehr weit gefasst werden. Peter Berger und Thomas Luckmann etwa sahen Institutionalisierung gegeben, „sobald habitualisierte Handlungen durch Typen von Handelnden reziprok typisiert werden.“³⁵ Institutionen werden damit als Teil der *conditio humana* gesehen und aus ihr heraus erklärt. Denn der „ungerichtete Instinktapparat des Menschen“ führe dazu, dass ihm, anders als Tieren, eine schier unendliche Vielzahl an Handlungsoptionen offenstehe. Habitualisierung, das heiße die gewohnheitsmiige Festlegung auf ein bestimmtes Handlungsmuster, „befreit den Einzelnen von der ‚Brde der Entscheidung‘ und sorgt

35 Berger/Luckmann 1980, 58. Der Ansatz von Berger und Luckmann, Institutionen anthropologisch herzuleiten aus der Idee, dass beim Menschen Gewohnheit das ersetzt, was bei Tieren die Instinkte sind, steht in einer längeren Forschungstradition, bei der v. a. Gehlen 1986 (erstmalig 1956) hervorzuheben wäre, dessen Fokus auf (in einem sehr allgemeinen Sinne verstanden) ‚archaische‘ Institutionen wie Kulte und Mythen ihn gerade auch für die griechische Archaik anschlussfähig erscheinen lassen. Generell zum Institutionenbegriff in der Soziologie s. auch Esser 2000; zur Institutionentheorie in der Geschichtswissenschaft s. Blnkner 1994 mit einem Überblick zur älteren Forschung.

für psychologische Entlastung“.³⁶ „Institutionalisierung“ sehen Berger und Luckmann freilich erst gegeben, wenn diese habitualisierten Handlungen über den einzelnen Akteur hinaus „typisiert“ werden, das heißt, von einer größeren Gruppe als erwartbare Typen von Handlungen wahrgenommen werden, die mit bestimmten Typen von Handelnden in Verbindung stehen, oder, wie Berger und Luckmann es formulierten: „Institution postuliert, daß Handlungen des Typus X von Handelnden des Typus X ausgeführt werden.“³⁷ Konkurrenz ist damit eindeutig eine Institution: Typisierung ist zwingende Voraussetzung dafür, dass die Konkurrenten als Handelnde eines bestimmten Typs und damit auch ihre Handlungen als vergleichbar angesehen werden – eine Grundvoraussetzung, ohne die objektive Konkurrenz schlicht nicht möglich ist.

Diese sehr allgemeine Definition von Institutionen ist hilfreich, um den Fokus auf Institutionalisierungsprozesse zu richten, die mit einem ‚härteren‘ Institutionenbegriff oder gar dem Paradigma des ‚Staates‘ gar nicht erst in den Blick geraten. Das Konzept von Institutionalisierung bietet jedoch noch wesentlich mehr, denn Institution ist nicht gleich Institution. So sehen Berger und Luckmann deutliche Unterschiede im Grad der Objektivierung und Versachlichung von Institutionen: Institutionen, die *ad hoc* in der Interaktion zwischen zwei oder mehreren Akteuren entstehen, verändern sich in ihrer Qualität, wenn sie an die nächste Generation weitergegeben werden. Denn damit löse sich die Institution von den Akteuren, die sie kreiert haben, und werde „objektiviert“, das heißt, unabhängig von konkreten Akteuren als versachlichte Wirklichkeit mit einer eigenen Geschichte konzeptualisiert: „Institutionen sind nun etwas, das seine eigene Wirklichkeit hat, eine Wirklichkeit, die dem Menschen als äußeres, zwingendes Faktum gegenübersteht.“³⁸ Damit werden Sinnkonstruktionen zur Legitimierung von Institutionen notwendig und dadurch bedingt Typen von Wissen und Wissensvermittlern, die diese Sinnkonstruktionen und die in Institutionen objektivierte Erfahrung als Tradition weitervermitteln können; ferner können bestimmte Rollen im Rahmen von Institutionen versachlicht und damit als losgelöst von den sie bekleidenden Personen gedacht werden.³⁹ Zwar bleiben Institutionen stets an konkrete Akteure rückgebunden, in deren Handlungen sie jeweils aktualisiert werden, doch je stärker Institutionen objektiviert sind, desto stärker werden sie als eine dem menschlichen Handeln entzogene überpersonelle Entität begriffen. Die entscheidende Frage sei, so Berger und Luckmann, ob den Akteuren „bewußt bleibt, daß die gesellschaftliche Welt, wie auch immer objektiviert, von Menschen gemacht ist – und deshalb neu von ihnen gemacht werden kann.“⁴⁰ „Objektivierung“ ist also ein kontinuierlicher Prozess, an dessen Ende die „Verdinglichung“ von Institutionen stehe – sie

36 Berger/Luckmann 1980, 57.

37 Berger/Luckmann 1980, 58.

38 Berger/Luckmann 1980, 62.

39 Vgl. allgemein Berger/Luckmann 1980, 56–83.

40 Berger/Luckmann 1980, 95.

wird als „äußerste[r] Schritt des Prozesses der Objektivierung“ verstanden, „durch den die objektivierte Welt ihre Begreifbarkeit als eines menschlichen Unterfangens verliert und als außermenschlich, als nicht humanisierbare, starre Faktizität fixiert wird.“⁴¹ Eine „verdinglichte“ Institution zeichne sich also dadurch aus, dass sie als nicht hinterfrag- und veränderbar angesehen wird: Sie wird als dem menschlichen Handeln entzogen und als unveränderbar gegeben imaginiert.

Für die Frage nach Institutionalisierung(en) im archaischen Griechenland scheinen drei Aspekte heuristisch besonders wertvoll. Erstens machen Berger und Luckmann deutlich, dass Institutionalisierung als gradueller Prozess zu sehen ist, der von einfachen Typisierungen von Handlungen und Akteuren bis hin zur Verdinglichung umfassender Wirklichkeitskonstruktionen und Weltdeutungen mit unveränderbaren Regeln und starren Rollenerwartungen reichen kann. Das ermöglicht es, einerseits eine Vielzahl von Institutionen in den Blick zu nehmen (und damit die oben monierte Engführung durch den Staatsbegriff zu überwinden), gleichzeitig ermöglicht es das Modell aber auch, Institutionen untereinander klar zu differenzieren: Zentral ist hierbei neben der Frage, wie stark objektiviert eine Institution ist, auch die Frage, wie weit ihr Geltungsanspruch reicht: Handelt es sich um eine Institution, die für die gesamte Gesellschaft Relevanz besitzt, oder um eine begrenzte „Subsinnwelt“, die keine totale Geltung beansprucht, sondern in Konkurrenz zu anderen „Subsinnwelten“ steht?⁴² Zweitens können Institutionen, da Wissensvermittlung und Traditionsbildung integraler Bestandteil ihrer Existenz sind, Traditionen bewahren und in Kontexte überführen, in denen ihre ursprüngliche Funktion längst verloren gegangen ist. Institutionen bieten daher Anschlusspotential für Fragen nach Kontinuität und Wandel oder nach der Pfadabhängigkeit von Entwicklungen. Drittens kann das Konzept von Institutionalisierung den Blick für die Labilität von Institutionen schärfen. Denn Institutionalisierung ist keine Einbahnstraße: „Entinstitutionalisierung“⁴³ ist ebenso denkbar wie eine „Entverdinglichung“ von Institutionen – die Umstände, die das begünstigen, umfassen, so Berger und Luckmann, nebst dem gänzlichen Zusammenbruch institutioneller Ordnungen, den Kontakt mit anderen Kulturen (und damit alternativen Weltdeutungen) sowie allgemein das Erfahren gesellschaftlicher Grenzsituationen.⁴⁴ Für die Archaik als ein von Wandel und Kulturkontakten geprägtes „Age of Experiment“ ist das eine nicht unwichtige Perspektive.

41 Berger/Luckmann 1980, 94–98; Zitat: 95.

42 Berger/Luckmann 1980, 84–94. Die Autoren formulieren hierbei ein (idealtypisch überspitztes) Modell, bei dem einfache Gesellschaften zu einer „totalen“ Institution tendieren, bei der alle Probleme und Tätigkeiten gemeinschaftlich und institutionalisiert sind, während komplexere Gesellschaften sich durch eine zunehmende Ausdifferenzierung rollenspezifischer Problemlösungen und rollenspezifischen Wissens auszeichnen (ebd. 84 f.).

43 Berger/Luckmann 1980, 86.

44 Berger/Luckmann 1980, 98.

Der anthropologisch hergeleitete Institutionenbegriff von Berger und Luckmann führt zu einem entsprechend allgemein gehaltenen Frageraster, was den großen Vorteil hat, dass man sehr viele Formen von Institutionalisierung in den Blick nehmen kann. Für stärker ‚verdinglichte‘ Institutionen empfiehlt es sich jedoch, das Konzept weiter zu verfeinern. Hierzu bietet sich der Ansatz des Soziologen Karl-Siegbert Rehberg an, dessen „Theorie und Analyse institutioneller Mechanismen“ auch maßgebend den Dresdener SFB zu „Institutionalität und Geschichtlichkeit“ prägte. Rehberg definierte Institutionen idealtypisch als „Sozialregulationen“, „in denen die Prinzipien und Geltungsansprüche einer Ordnung symbolisch zum Ausdruck gebracht werden.“⁴⁵ Institutionen seien dabei als „Handlungsordnungen“ zu verstehen, die Handlungsorientierungen und Sinngebung zu vermitteln und zu stabilisieren suchen und dies unter einem der Institution eigenen Gesamtsinn – Rehberg spricht von der „institutionellen Leitidee“ – vereinigen und durch entsprechende Symbolisierungssysteme zum Ausdruck bringen. Institutionen seien daher nicht mit Handlungen von Akteuren identisch, werden aber erst durch diese Handlungen aktualisiert und wirksam. Eine zentrale Frage ist daher, „wie Motivationspotentiale und Selbstdeutungsangebote tatsächlich in Handlungskonzepte übersetzt werden.“⁴⁶ Daraus ergibt sich – trotz eines letztlich sehr ähnlichen Ansatzes – ein enger gefasster Institutionenbegriff, als er bei Berger und Luckmann zugrunde liegt, indem nämlich „das Institutionelle an einer Ordnung“ als „die symbolische Verkörperung ihrer Geltungsansprüche“ definiert wird.⁴⁷ Während bei Berger und Luckmann wechselseitige Typisierungen von Handlungsmustern und Akteuren ausreichen, um „Institutionen“ zu bilden, geht es bei Rehberg also sehr viel konkreter um die Symbolisierung von Geltungsansprüchen.

Dieser Ansatz erlaubt es, den generalisierten Begriff der „Verdinglichung“ von Institutionen analytisch präziser zu fassen: Der Grad der Verdinglichung zeigt sich demnach in Geltungsansprüchen von Institutionen und ihrer Symbolisierung; damit eröffnen sich einige weiterführende Perspektiven. So hebt Rehberg hervor, dass Geltungsansprüche sich darin äußern, dass Institutionen ihre „Eigengültigkeit“ durchzusetzen suchen, also eine Autonomie beanspruchen, die sich nicht nur in einer Eigenlogik, sondern auch in einer „Eigenzeitlichkeit“ äußere (so tendieren Institutionen zu einer Enthistorisierung ihrer selbst im Sinne einer Ausblendung der eigenen Geschichte, um so die Illusion von Dauer und Ewigkeit zu erzeugen).⁴⁸ Symbole, die institutionelle Ordnungen verkörpern, haben daher eine transzendente Komponente, indem sie auf ein das Alltägliche transzendierendes Prinzip verweisen.⁴⁹ So ist das

45 Rehberg 1994, 56.

46 Rehberg 1994, 56.

47 Rehberg 1994, 57.

48 Rehberg 1994, bes. 74.

49 Rehberg 1994, 57–63 und bes. zur Transzendenz 63–65. Speziell zur Repräsentation institutioneller Ordnungen durch Präsenzsymbole s. auch Rehberg 2001.

Weißes Haus nicht bloß der Amtssitz des amerikanischen Präsidenten, sondern das gebaute Symbol des Präsidentenamts als solchem, ebenso wie ein König das abstrakte, über seine eigene Lebenszeit hinausreichende Prinzip der Monarchie verkörpert oder die athenische Volksversammlung nicht bloß eine Ansammlung von Bürgern ist, sondern den Anspruch hat, die *polis* Athen als überzeitliche Institution zu repräsentieren. Symbole können daher nicht nur konkrete Dinge und architektonische Strukturen, sondern auch Personen und Rollen sein.

Die Macht von Institutionen, das hebt Rehberg besonders hervor, beruhe dabei ganz wesentlich darauf, dass Geltungsansprüche nicht angefochten werden,⁵⁰ also auf einem Ausschalten von alternativen Handlungskonzepten und Leitideen. Die Frage nach der (überzeitlichen, „transzendenten“) Symbolisierung und Durchsetzung von Geltungsansprüchen ist daher untrennbar mit der Wirkmächtigkeit von Institutionen verbunden und sollte, wenn immer möglich, mitberücksichtigt werden. Dies ist vor allem deshalb interessant, weil Rehberg „Geltungskonkurrenz“, also oligopolistische oder dualistische Machtstrukturen mit jeweils eigenen Institutionen, Leitideen und Symbolen als „entscheidende Quelle für die Dynamik der in Europa entwickelten Rationalisierungsprozesse“ ansieht.⁵¹ Rehberg dachte bei dieser Institutionenkonkurrenz, die durch das wechselseitige Hinterfragen von Geltungsansprüchen zu einer Rationalisierung führe, an den „klassischen“ Dualismus von Papst- und Kaisertum im europäischen Mittelalter – doch in der polyzentrischen Welt der griechischen *poleis*, die auch schon als „Heterarchie“ bezeichnet wurde,⁵² lassen sich ähnliche Tendenzen beobachten.

Konkurrenz und Institutionalisierung – Fragen und Perspektiven auf das archaische Griechenland

Institutionalisierung und Konkurrenz gemeinsam in den Blick zu nehmen, eröffnet drei Fragehorizonte. Diese ließen sich bezeichnen als ‚Institutionalisierung durch Konkurrenz‘, ‚Institutionalisierung gegen Konkurrenz‘ und ‚Institutionenkonkurrenz‘ – alle drei scheinen für die Archaik erhebliches heuristisches Potential zu haben. Viele Detailfragen, die mit den Konzepten Konkurrenz und Institutionalisierung in Verbindung stehen, sind oben bereits erläutert worden und brauchen hier nicht wiederholt zu werden. Im Folgenden sollen lediglich die drei Fragehorizonte umrissen werden, die sich aus der Verbindung der beiden Kategorien ergeben und die vielen Beiträgen in diesem Band zugrunde liegen:

50 Rehberg 1994, 70–73. Zu Transzendenz und konkurrierenden Geltungsansprüchen s. auch die konzeptionellen Überlegungen bei Dreischer/Lundgreen/Scholz/Schulz 2013.

51 Rehberg 1994, 74–76, Zitat: 76.

52 Vgl. Ehrenreich/Crumley/Levy 1995; van der Vliet 2008, 201–203.

1. *Institutionalisierung durch Konkurrenz*: Konkurrenz und Institutionalisierung sind eng verwoben. Konkurrenz im Sinne Simmels (und der entsprechenden Weiterentwicklungen seines Ansatzes) führt zwangsläufig dazu, dass sich Konkurrenten an gemeinsamen Normen orientieren. Sei es, dass diese durch die Interessen einer Dritten Instanz vorgegeben sind, sei es, dass es sich um ein möglicherweise nur imaginiertes ‚Publikum‘ handelt, dessen unterstellte Erwartungshaltung aber für alle Konkurrenten verbindlich und handlungsleitend wird. Die Fragen, wie ausgeprägt diese Normen sind, die die Regeln der Konkurrenz bestimmen, wie sie symbolisiert werden und wie weit ihre Geltung reicht, sind allesamt eine Untersuchung wert. Insbesondere die Orientierung an einer nicht klar zu erkennenden Öffentlichkeit deutet dabei auf einen hohen Grad an Institutionalisierung hin: Anders als bei einer physisch anwesenden Dritten Instanz reicht in diesem Fall die antizipierende Erwartungshaltung, beobachtet und beurteilt zu werden, um sich auf einen bestimmten Modus der Konkurrenz und entsprechende Regeln einzulassen. Wenn man dabei noch eine Vergleichbarkeit mit abwesenden Konkurrenten, etwa aus früheren Zeiten oder bereits in Hinblick auf spätere Generationen anstrebt, so ist auch das Moment der Enthistorisierung gegeben, weil man einen gleichbleibenden Bewertungsmaßstab für vergangene und künftige Leistungen implizit voraussetzt, also eine überzeitliche Dauer des institutionellen Normengefüges, das die Konkurrenz prägt, unterstellt. Dabei wäre zu fragen, wie diese Illusion der Zeitlosigkeit sich zu dem tatsächlichen historischen Wandel verhält; folglich, wie mit Veränderungen umgegangen wird: ob man sich nun gegen Impulse, die von außen an die Institutionen herangetragen werden, verschließt, ob man sie integriert oder ob eine institutionelle Ordnung durch zu abrupten Wandel kollabiert.

2. *Institutionalisierung gegen Konkurrenz*: Wie bereits angesprochen, ist in der Archaik tendenziell deutlich stärker als in der Moderne mit Mechanismen zur Unterbindung von Konkurrenz zu rechnen. Institutionen können daher auch entstehen, um kompetitives Verhalten zu reduzieren oder im Sinne eines Kartells Kooperation und den Verzicht auf bestimmte – im idealtypischen Fall alle – Praktiken der Konkurrenz sicherzustellen. Simmels Modell hilft dabei, den Blick auf die Akteure und ihre Motivationen zu richten, insbesondere in Hinblick darauf, dass ein Kartell zwar für die Konkurrenten als Gruppe Vorteile bringt, aber nach dem idealtypischen Modell zulasten einer Dritten Instanz geht. Dabei muss der einzelne Konkurrent jedoch bereit sein, zugunsten einer Kooperation mit seinen Mitkonkurrenten auf individuelle Gewinnmaximierung zu verzichten. Hinsichtlich der Institutionen wäre hier zu fragen, durch welche symbolisierten Geltungsansprüche das normkonforme Verhalten der potentiellen Konkurrenten garantiert wird, damit niemand zur eigenen Gewinnmaximierung aus dem Kartell ausschert, aber auch wie die Geltung der Ordnung gegenüber der benachteiligten Dritten Instanz durchgesetzt werden kann. Generell müsste man eine symbolische Absicherung der Gesellschaftsordnung über ‚transzendente‘ Prinzipien wie Geburt oder göttliche Legitimation beobachten können, während das der

Konkurrenz eigene Prinzip objektiver Leistung unter Beobachtung eines kritisch vergleichenden Publikums wenig oder keine Bedeutung besitzt.

3. *Institutionenkonkurrenz*: Wie Institutionen mit konkurrierenden Geltungsansprüchen umgehen, ist eine ganz zentrale Frage. Berger und Luckmann sehen im Kontakt mit alternativen Weltdeutungen einen Faktor, der zur „Entverdinglichung“ von Institutionen (also zum Bewusstmachen der menschlichen Verfügbarkeit über institutionelle Ordnungen und Normen) beitragen kann, und Rehberg sieht institutionelle Geltungskonkurrenz als eine Triebfeder für Rationalisierungsprozesse, die sich aus dem Hinterfragen absolut gesetzter Geltungsbehauptungen ergeben. Die rationalisierenden Argumentationen vorsokratischer Denker, die „anti-aristokratische“ Kritik griechischer Lyriker⁵³ oder schließlich das „Könnensbewusstsein“ des fünften Jahrhunderts⁵⁴ lassen sich gegebenenfalls unter dieser Perspektive in einen größeren strukturellen Zusammenhang konkurrierender Institutionen und Geltungsansprüche verorten.

In den einzelnen Beiträgen werden diese Fragenkomplexe unterschiedlich umgesetzt. Der Themenkreis „Institutionenkonkurrenz“ steht im Zentrum von Jan Meisters Beitrag zu „Geltungskonkurrenz zwischen Praktiken des Prestigeerwerbs als Problem des archaischen ‚Adels‘“. Ausgangspunkt ist die häufig konstatierte ‚agonale‘ Disposition griechischer Eliten. Wenn man allerdings von Simmels Konkurrenz-Modell ausgeht, so Meier, werde deutlich, dass die *personae* der archaischen Dichter keineswegs auf gleicher Ebene miteinander konkurrierten; es handele sich vielmehr um eine Geltungskonkurrenz zwischen verschiedenen Praktiken des Prestigeerwerbs, die verhinderte, dass sich ein einheitlicher ‚adliger‘ Wertehorizont entwickelte. Tatsächlich begegne uns in den zeitgenössischen Zeugnissen eine Vielzahl von Feldern der Konkurrenz, die allesamt geeignet schienen, ‚adelndes‘ Prestige zu vermitteln, und die eine Vielzahl von „Partiell-Besten“ hervorbrachten. Anhand der homerischen Epen sucht Meier zu zeigen, dass diese Situation dazu führte, dass man zu verhindern suchte, dass einzelne Akteure mit Sachfremden Prestige den objektiven Wettbewerb in den einzelnen Feldern hintertrieben. Dieses Tableau ist allerdings nicht statisch: Meier hält fest, dass diese Aktionsfelder und Foren des Wettbewerbs, deren prominenteste die *polis* und die ‚panhellenischen‘ Spiele waren, zunehmend institutionalisiert wurden und dass diese Prozesse der Institutionalisierung bis zum Ende der archaischen Zeit die Bedingungen der Konkurrenz verändert hatten: Gegenüber den ursprünglich vielgestaltigen, nicht hierarchisierten Praktiken des Prestigeerwerbs sei nun eine be-

53 Donlan 1973.

54 Meier 1980, 435–499.

schränkte Zahl von relativ autonomen Feldern des Wettbewerbs für den Erwerb sozialer Prominenz etabliert und institutionell verbunden gewesen. Ein homogener adliger Wertehorizont sei damit zwar nicht geschaffen worden, doch habe der institutionelle Rahmen die Handlungsspielräume der einzelnen Akteure zunehmend eingengt und es schwieriger gemacht, die Logiken anderer Felder von Konkurrenz kategorisch in Frage zu stellen.

Gunnar Seelentag fokussiert auf „Institutionalisierung gegen Konkurrenz“. In seinem Beitrag „Das Kartell. Ein Modell soziopolitischer Organisation in der griechischen Archaik“ stellt er die Frage, welche Interessen die aus archaischen Zeugnissen rekonstruierbaren Modellakteure, die prinzipiell in Konkurrenz um begrenzte Güter standen, haben mochten, ihre Ressourcen in Kooperation miteinander ‚in die polis‘ zu investieren. Zur Erklärung entwirft er auf Grundlage der Figur des ‚Kartells‘ nach Georg Simmel und spieltheoretischer Überlegungen ein Modell, in welchem die Akteure auf gewisse Praktiken des Konkurrenzaustrags verzichteten und diese Übereinkunft durch Institutionalisierung abzusichern suchten. Da es den Eliten archaischer Zeit um eine stabile Machtausübung über sozial Unterlegene gegangen sei, hätten die durch Kartellbildung eingesparten Ressourcen die Möglichkeit geboten, die Gruppe der Kartellmitglieder durch diakritische Praktiken gegenüber den Nicht-Teilhabern zu konturieren und diese Trennlinie zu ideologisieren. Seelentag führt allerdings auch aus, dass die Akzeptanz einer solchen Kartellbildung erleichtert wurde, sofern die sozial Unterlegenen unter kontrollierten Bedingungen in den politischen Prozess integriert wurden und damit die Rolle einer Dritten Instanz einnahmen. Gleichzeitig seien Mechanismen ethischer Homogenisierung sowie Exklusion von größter Relevanz gewesen, um mit jenen umzugehen, welche für eine solche stets prekäre Kooperation nicht gewonnen werden konnten.

Die institutionelle Eingrenzung von Konkurrenz als Modus der Stabilisierung von Eliten ist auch das Thema von Christoph Ulf in seinem Beitrag „Die relativ Besten grenzen sich ab. Aristokratisierung durch die Aufhebung des Wettbewerbs im archaischen Griechenland“. Ulf beginnt mit der Feststellung, dass das Modell einer Einwanderung ‚der Griechen‘ zugunsten der Vorstellung einer griechischen Ethnogenese längst und zu Recht aufgegeben worden sei. Dieser Wandel der Forschung werde maßgeblich gestützt von der Beobachtung der archäologischen Forschung, dass Siedlungen nach der submykenischen Zeit von völlig anderer Gestalt und Organisation gewesen seien als jene vor dieser Zeit. Für einige Jahrhunderte hätten Compounds, Streusiedlungen und verdichtete Siedlungsgemeinschaften mit oder ohne reservierter Platzanlage Seite an Seite existiert. Vor diesem Hintergrund erhalte das Paradigma einer Deutung der in den homerischen Epen reflektierten soziopolitischen Organisationsformen als *big man*-Gesellschaften weitere Plausibilität: Ähnlich der frühen Lyrik scheinen auch die Epen zahlreiche Phänomene des Wandels zur Zeit ihrer Entstehung abzubilden. Ulf macht plausibel, dass hier das Konzept der *aggrandizers* nach Brian Hayden großes Potenzial besitze. Mit ihm lasse sich die Tendenz der *big men*, der *basileis* und *hegemones*,

im archaischen Griechenland herausstellen, sich von den Angehörigen des *demos* abzusetzen, indem sie die Intensität der sozialen Bande jenen gegenüber verminderten. Diese Entwicklung, welche die elitären Akteure mit der Perspektive betrieben hätten, eine eigenständige, von sozial Unterlegenen abgesetzte Gruppe zu bilden, sei einhergegangen mit der Beschränkung des zwischen *big men* eigentlich stark ausgeprägten Wettbewerbs. Diese Prozesse des sozialen Wandels, so hält Ulf fest, ließen sich treffend als ‚Aristokratisierung‘ beschreiben.

Der von Ulf nachgezeichnete gesellschaftliche Wandel zeigt sich auch im archäologischen Befund. Dies argumentiert Erich Kistler seinem Beitrag „Zwischen *stasis* und *eunomia*. Bankethäuser und soziale Gruppenbildung im archaischen Griechenland“. Aus architektursoziologischer Perspektive untersucht er die Entstehung freistehender Bankethäuser in archaischer Zeit. Dabei sucht Kistler zu zeigen, dass diese Bankethäuser nicht bloß als neuer Gebäudetyp zu sehen seien, der für neuartige Formen der Kommensalität entwickelt wurde, sondern dass sie als permanenter architektonischer Rahmen mit der Formierung neuer sozialer Gruppen im Kontext der sich entwickelnden *polis* entstanden seien. Dabei sieht er ein Spannungsverhältnis, zwischen Bankethäusern, die als Kristallisationspunkte für segmentäre Hetairie- und Abstammungsgruppen dienten und damit eine Triebfeder für Konkurrenz, *stasis* und Tyrannen-Gefahr für die sich neu formierenden *poleis* darstellte, und Bankethäusern, die Zusammenkünfte der Gesamtpolis beherbergten und damit *eunomia* beförderten. Damit zeigt Kistler, wie die *polis* als institutioneller Garant der *eunomia* bemüht war, eine übergeordnete Geltung gegenüber anderen Institutionen wie eben den einzelnen Hetairie-Gruppen zu behaupten.

Diese Thematik hängt eng mit dem zusammen, was traditionellerweise unter ‚Staatsentstehung‘ und ‚Staatlichkeit‘ gefasst wurde. Dass diese Kategorien nach wie vor heuristisches Potential besitzen und sich gut in den Kontext des Netzwerks einfügen lassen, zeigt Christoph Lundgreen. In seinem Beitrag „Schlüsselmonopole oder Governance-Funktionen? Alternative Annäherungen an Staatlichkeit in der griechischen Archaik“ analysiert er zwei konzeptionell unterschiedliche Ansätze, das Verhältnis von Wettbewerb, Monopol und Institutionalisierung in der griechischen Archaik näher zu fassen. Einer dieser Ansätze betrachtet „Schlüsselmonopole“ nach Norbert Elias, die ihm geeignet scheinen, sowohl die Prozesse einer Staatsentstehung wie auch die Figur eines „Wettbewerbs um den Monopolapparat“ für die Entstehung und Besetzung von Ämtern zu erklären. Der zweite Ansatz folgt den Spuren von Philipp Genschel und Bernhard Zangl, die den modernen Staat nicht als Monopolisten, sondern vielmehr als „Herrschaftsmanager“ betrachten und Interaktionen zwischen verschiedenen *governance*-Akteuren untersuchen. Lundgreen konstatiert, dass gerade letztere Herangehensweise für die griechische Archaik lohnend sei. Denn mit ihrer Hilfe ließen sich jene inschriftlichen Regeln der Archaik erklären, die reflektierten, dass jene Entität der *polis* Regeln zwar zentral beschlossen habe, in zahlreichen Fällen aber auf deren dezentrale Durchsetzung angewiesen gewesen sei; dass sie in gewissen Feldern diese aber

selbst beansprucht habe, so etwa in Gesetzen zur Landverteilung und den Umständen von Begräbnissen. Lundgreens Analyse der Umstände von Konkurrenz in diesem Zusammenhang zeigt ferner, dass das Zusammenspiel verschiedener *governance*-Akteure als ein Nullsummenspiel wahrgenommen werden sollte: So sei etwa in inschriftlichen Regeln wie auch in der sophokleischen *Antigone* reflektiert, dass die Intensivierung der Akteurschaft der *polis* bei Begräbnisritualen einhergegangen sei mit einer Zurückdrängung der Familien oder Hausgemeinschaften auf diesem Feld. Zusammengenommen offenbarten beide Ansätze das heuristische Potenzial der Kategorien Konkurrenz und Institutionalisierung und böten eine einander ergänzende Annäherung an das Thema Staatlichkeit im archaischen Griechenland.

Das Spannungsfeld von Konkurrenz und Institutionalisierung betrifft nicht nur das archaische Griechenland, sondern bietet sich an, um in ähnlich strukturierten Gesellschaften nach Parallelen zu suchen, sei es, um in der quellenarmen Archaik Entwicklungen per Analogieschluss zu plausibilisieren oder aber um gerade das Spezifische dieser Gesellschaft zu unterstreichen. Die mit einem solchen Vergleich verbundenen Problematiken sind das Thema von Peter Zeller. In seinem Beitrag „Das mittelalterliche Island und die griechische Archaik. Grenzen und Perspektiven eines diachronen Vergleichs“ konstatiert er, dass eine der wesentlichen Herausforderungen beim Schreiben einer Geschichte des archaischen Griechenlands die relative Armut der Quellen dieser Zeit und der methodisch schwierige Umgang mit den uns zur Verfügung stehenden Zeugnissen sei. Dies sei einer der Gründe, weshalb Forscher seit den 1980er Jahren neue Wege einer Beschreibung und Analyse der Archaik beschritten hätten, etwa durch methodische Anleihen aus Disziplinen wie der Sozial- und Kulturanthropologie und durch den methodisch kontrollierten Blick auf vergleichbare Gesellschaften. In seinem Beitrag diskutiert Zeller zunächst ganz grundsätzlich die Möglichkeiten eines solchen interepochalen Kulturvergleichs, um sich dann den konkreten Perspektiven und Grenzen eines Vergleichs des früharchaischen Griechenlands mit dem mittelalterlichen Island zuzuwenden. Er hält fest, dass bei allen Herausforderungen rund um die wesentliche Quellengattung zur isländischen Freistaatzeit, die sogenannten Isländersagas, es keine andere Gesellschaft im vormodernen Europa gegeben habe, deren formative Phasen der soziopolitischen Organisation besser dokumentiert seien. Und so stellt sein Beitrag im Folgenden vor allem das Potential eines Vergleichs von isländischen Goden und früharchaischen *basileis* in den Mittelpunkt, wobei der Analyse des jeweiligen Spannungsfeldes von institutioneller und persönlicher Macht und der Art der Konkurrenzfelder und Handlungsräume der Akteure großes Gewicht zukommt.

Stefan Fraß widmet sich in seinem Beitrag „Die Institutionalisierung elitärer Konkurrenz in der homerischen Volksversammlung“ ebenfalls der früharchaischen Zeit, wenn er nach dem spezifischen Wesen des politischen Raumes in den homerischen Epen fragt. Er geht von der Beobachtung aus, dass die in den Epen dargestellte homerische Gesellschaft die Funktionsweise und Relevanz ganz unterschiedlicher sozialer Institutionen differenziert darstelle, etwa der Führerrollen der individuellen *basileis* oder

der unterschiedlich konturierten Ratstreffen von Gruppen dieser *Basileis*. Allerdings, so argumentiert Fraß, seien es nicht diese Institutionen der Anführer gewesen, die jene Entscheidungen trafen, welche für die gesamte Gemeinschaft der Griechen vor Troia oder etwa die Ithakesier in der *Odyssee* verbindlich gewesen seien. Stattdessen sei es die Versammlung der *laoi* beziehungsweise des *demos* gewesen, die homerische *agora*, welche als einzige der in den Epen reflektierten Institutionen als kompetent geschildert wird, solche die Allgemeinheit betreffenden und diese verpflichtenden Entscheidungen zu fällen. Zwar schilderten die Epen durchaus die Dominanz der *basileis* in den Versammlungen, aber eben nicht über jene. Denn wenn die Gruppe der *basileis* nicht vermochte, in der *agora* einen Konsens untereinander zu erzielen, hätten sich diese Anführer in durchaus kompetitiver Manier um die Gunst und Zustimmung des versammelten *demos* bemühen müssen. Und dies, so hält Fraß fest, lege nahe, dass die Gesamtheit der Teilnehmer der *agora* als die maßgebliche Institution politisch verbindlicher Entscheidungen in den Epen anzusehen sei. Damit lässt sich genau das beobachten, was wir als ‚Institutionalisierung durch Konkurrenz‘ bezeichnet haben: Indem sich die *basileis* auf den *demos* als Dritte Instanz ausrichten, lassen sie sich auf die in der *agora* geltenden Verhaltensregeln ein und tragen so zur Stabilisierung dieser politischen Institution bei.

Fabian Schulz behandelt in seinem Beitrag „Dorische Wurzeln oder Kennzeichen der Stammesgesellschaft? Das Aufkommen und die Verbreitung von Ältestenräten in der archaischen Zeit“ eine andere, bereits in den Epen bezeugte politische Institution. Sein Interesse gilt der Entwicklung von Ratsorganen, in welchen das Überschreiten einer definierten Altersgrenze Voraussetzung für die Mitgliedschaft war. Für zwölf Polisgesellschaften, neben Athen vor allem in dorischen Gegenden, könne ein solcher Ältestenrat mit einiger Plausibilität nachgewiesen werden. In Abgrenzung von traditionellen Erklärungen hebt Schulz eine Reihe von strukturellen Faktoren hervor, welche das Entstehen solcher Institutionen begünstigt haben mögen. Zum einen sei dies die Versklavung eines breiten Segmentes einer Landbevölkerung gewesen, welche auf der Siegerseite selbst älteren Landinhabern wirtschaftliche Unabhängigkeit garantiert und damit auch deren politische Marginalisierung verhindert habe. Zum anderen sei dies die kriegerische Expansion von Polisgemeinschaften gewesen, welche eine Differenzierung der sozialen Rollen jüngerer und älterer Mitglieder der Gesellschaft notwendig gemacht habe. Zum dritten führt Schulz die Durchsetzung der Kampfweise als Hopliten an, welche eine scharfe Trennlinie etabliert habe zwischen jenen, die hierfür körperlich in der Lage gewesen seien und jenen, auf die dies nicht länger zugetragen sei. Und schließlich betont er, dass das Vorhandensein eines Systems von hierarchisch aufgebauten Altersklassen die Entstehung von Ältestenräten habe befördern können. In sieben der von ihm untersuchten Fälle beobachte er zumindest einen dieser Faktoren; in den fünf übrigen Fällen sei plausibel, dass die Institution des Ältestenrates von der Mutterstadt auf die Apoikie übertragen worden sei.

Tanja Itgenshorst untersucht in ihrem Beitrag „Intellektuelle Konkurrenz und kanonisierte Weisheit. Konkurrenz-Diskurse im politischen Denken der archaischen

Zeit“ den Wettbewerb zwischen politischen Denkern der archaischen Zeit. Sie stellt die Frage, ob dieser Wettbewerb in institutionalisierter Form ausgetragen worden sei, also die Form von Konkurrenz nach Simmel angenommen habe – was die Verbreitung politischer Ideen in dieser Zeit erklären könnte. Itgenshorst kommt allerdings zu dem Schluss, dass die uns überlieferten Anekdoten solcher ‚Weisheits-*agone*‘ erst in der kaiserzeitlichen Literatur zu finden seien und es sich bei ihnen um fikionalisierte Rückprojektionen in die archaische Zeit handle. Autoren wie Plutarch und Diogenes Laertius, so betont Itgenshorst, sei es weniger darum gegangen, verschiedene Denker in einem Wettkampf gegeneinander antreten zu lassen, an dessen Ende ein klarer Sieger feststünde; stattdessen ließen sie eine Gruppe von weisen Männern gemeinsam aufzutreten, von denen jeder einen eigenen Anteil an der Weisheit (*sophia*) beanspruchen konnte. Diese in der Kaiserzeit konstruierten Weisheits-*agone* unterschieden sich, so hält Itgenshorst fest, also grundlegend von dem ‚ungeregelten‘ Wettstreit zwischen den historisch belegten Denkern der Archaik. Denn deren uns überlieferte Äußerungen reflektierten keineswegs die Einsicht, neben anderen einen jeweiligen Anteil an der Weisheit zu haben. Vielmehr hätten diese durchaus klar gegeneinander Position bezogen, um ihre eigenen Ideen durchzusetzen und ihren jeweiligen intellektuellen Primat zu betonen. Diese hochgradig kompetitive, aber nicht formalisierte Austragung der intellektuellen Auseinandersetzung habe zur ungemainen Dynamik politischen Denkens in der griechischen Archaik beigetragen. Die eingangs formulierte Hypothese, dass konkurrierende Geltungsansprüche eine Rationalisierung des Denkens begünstigen, scheint hier eine Bestätigung zu finden.

Die Tendenz von Institutionen zur ‚Enthistorisierung‘, die dazu führen kann, dass sich längst überholte Formen nicht an eine veränderte Umwelt adaptieren, bildet den heuristischen Ausgangspunkt für Claas Lattmanns Beitrag „Epinikien als pragmatischer Ausdruck institutionalisierter Konkurrenz“. Dabei argumentiert er, dass die Oden des Pindar und Bakchylides zu Ehren der Sieger in panhellenischen Agonen, obschon in frühklassischer Zeit entstanden, zentrale Merkmale des dynamischen Miteinanders von Institutionalisierung und Konkurrenz in archaischer Zeit reflektierten. Lattmann betont, dass es durch die saubere Trennung der intra- und der extratextuellen Ebenen dieser Lieder möglich sei, die ursprünglichen Praktiken einer Siegerehrung der früharchaischen Zeit zu rekonstruieren und in einem zweiten Schritt auf Grundlage der Texte die Institutionalisierung solcher Siegerehrungen bis in das 5. Jahrhundert nachzuzeichnen. Vor diesem Hintergrund kann der Beitrag etwa erklären, weshalb die höchst elaborierten Epiniiken der frühklassischen Zeit vorgeben konnten, lediglich kunstlose Siegeslieder zu sein: Sie bewahrten in sich die ursprüngliche Ritualsemantik der archaischen Zeit, dies aber in einem nach der Institutionalisierung der panhellenischen Spiele vollkommen veränderten Aufführungskontext dieser Lieder. Zusammenfassend betont Lattmann, dass die Entwicklung der Epinikiendichtung bei der Institutionalisierung der athletischen Agonistik aus Konkurrenzpraktiken der griechischen Eliten heraus eine wesentliche und komplexe Rolle spielte: Gestalt und

Inhalte der Lieder wurden geformt von den Praktiken der athletischen Wettbewerbe und gaben ihrerseits maßgebliche Impulse für die soziopolitische Anerkennung und Ausdeutung athletischer Erfolge.

Winfried Schmitz betont in seinem Beitrag „Widerstreitende Kräfte. Zu Konkurrenz und Institutionalisierung im archaischen Griechenland“, dass es für die Eliten des frühen Griechenlands kennzeichnend gewesen sei, sich fortwährend in ihrer Ehre zu messen, sei es im sportlichen Agon, bei der Übernahme von Ämtern oder auch im Krieg. Doch obschon diesen Wettkampfsituationen durchaus objektive Kriterien zugrunde lagen, hätten die Unterlegenen diese Spielregeln häufig nicht anerkannt und seien bemüht gewesen, den Wettstreit um Vorrang auf andere Felder zu übertragen. In solchen Szenarien einer Geltungskonkurrenz habe eine Dritte Instanz über die Zuerkennung von Ehre entscheiden müssen. Indem etwa auch moralische Kategorien in die Bewertung einbezogen wurden, bestand also die Chance, im Sinne des Modells von Georg Simmel, Konkurrenz und Geltungskonkurrenz zum Nutzen einer größeren Gemeinschaft einzusetzen. Allerdings habe Neid der Unterlegenen das Erreichte immer wieder in Frage gestellt. Des Weiteren führt Schmitz aus, dass Konkurrenz häufig nicht habe kanalisiert werden können und innere Konflikte in einem solchen Maße eskaliert seien, dass Obsiegende die unterlegene Gruppe als befleckt etikettiert und aus der Stadt getrieben hätten, etwa in eine neu anzuliegende Kolonie. Gerade Tyrannen hätten die Regeln elitärer Konkurrenzsysteme außer Kraft gesetzt, ihrerseits aber die Stadt verlassen müssen, wenn die Gegenseite übermächtig geworden sei. Schmitz hält fest, dass es vor allem misslungene Konkurrenzkämpfe gewesen seien, die gewisse Institutionen, welche außerhalb der Gruppe der Aristokraten lagen, als unabhängige Dritte Instanzen etabliert hätten. Dies habe letztlich zur Auflösung der aristokratischen Ordnung geführt; und an die Stelle eines adeligen Konkurrenzmodells seien ideologisierte Konzepte einer Vermischung der Bürgerschaft getreten, welche Absonderung und Gegensätzlichkeit zu vermeiden habe.

Nadin Burkhardt analysiert in ihrem Beitrag „Konkurrenzverhalten und Institutionalisierungsprozesse in den westgriechischen Kolonien“ Bestattungssitten und Grabmonumente der Magna Graecia. Wegen der nur wenigen literarischen wie epigraphischen Zeugnisse der Zeit komme den Funden und Befunden der materiellen Kultur besondere Relevanz zu, Prozesse der Konkurrenz und Institutionalisierung in archaischer Zeit zu fassen und Dynamiken von Gruppenbildung, Interaktionsformen und soziale Vernetzung innerhalb der archaischen Polisgemeinschaften sichtbar zu machen. Burkhardt konstatiert, dass schon in der ersten Siedlergeneration der Apokien deutliche Hinweise auf soziale Heterogenität zu finden seien. Die in der materiellen Kultur reflektierte Akkumulation von Besitz, und damit Ansehen, deute zwar darauf hin, dass eine Zugehörigkeit zu den lokalen Eliten im Wesentlichen auf dem Zugang zu Ressourcen basierte. Und doch findet Burkhardt in von ihr näher betrachteten Befunden in Syrakus und auf Pithekoussai auch Hinweise, dass die Zugehörigkeit zu bestimmten Abstammungslinien zu betonen innerhalb dieser Gruppen sehr relevant

gewesen sei. Sie beobachtet, dass in der 2. Hälfte des 6. Jahrhunderts der Wettbewerb zwischen Eliteangehörigen in den Nekropolen zum breitesten Spektrum in der Grabgestaltung geführt habe: Grabsteine, Grabstelen, Grabskulpturen, Grabsäulen und Grabbauten dieser Zeit bezeugten ein ausgeprägtes Konkurrenzverhalten der Eliten, sowohl lokal als auch zwischen den Kolonien. Allerdings folgte hierbei offenbar, so stellt Burkhardt fest, der Aufwand für die Repräsentation am Grab etablierten Bewertungskriterien, etwa der Form und Größe des Grabmonuments; und dies sollte als Manifestation einer Institutionalisierung gegen Konkurrenz der griechischen Kolonienengemeinschaft gedeutet werden.

Klaus Junker geht in seinem Beitrag „Vom Prachtgefäß zum Riesentempel. Archaische Kolossalwerke als Mittel der Konkurrenz“ von der Beobachtung aus, dass verschiedene Objekttypen der griechischen Archaik innerhalb weniger Jahrzehnte eine enorme Größenzunahme erfuhren. So bezeugten etwa gewaltige Gefäße, die als Grabmarker Verwendung fanden, riesige Bronzedreifüße, weit überlebensgroße Kuros-Weihungen und nicht zuletzt monumentale Kultbauten, zuerst und vor allem in Ostionien, die Bedeutung der Kolossalität in dieser Epoche. Sinnstiftend für diese kulturelle Praxis der gesteigerten Größe von Objekten sei es gewesen, eine gewaltige Aufwendung von Ressourcen zu bezeugen und das zeitgenössische Publikum nachhaltig zu beeindrucken. Diese Entwicklung des kolossalen Formats verortet Junker im Spannungsfeld von Konkurrenz und Institutionalisierung. So stellt er etwa die Fragen, wie der Übergang jener Praxis der kolossalen Ausgestaltung von einer Objektklasse zur anderen zu konzeptualisieren sei, wie sich die Zunahme von Dedikantenkollektiven gegenüber individuellen Weihenden im 6. Jahrhundert erklären lasse und weshalb kolossale Formate nach 550 offenbar eine immer geringere Rolle spielten. Junker konstatiert, dass zwei einander ergänzende Motivationen festzustellen seien, die sich mit den Kategorien von Konkurrenz und Institutionalisierung treffend analysieren ließen: Auf der einen Seite reflektierten die Praktiken der Kolossalität, dass Mitglieder der Elite bemüht gewesen seien, ihre soziale Abgrenzung von weniger Reichen durch eine in der materiellen Kultur manifestierte Trennlinie zu etablieren; auf der anderen Seite deute der serielle Charakter gewisser kolossaler Objekte aber auch auf integrative Momente und eine Selbstbeschränkung unter deren Dedikanten hin – auch hier also Reflexionen einer Institutionalisierung gegen Konkurrenz.

Arlette Neumann-Hartmann nimmt in ihrem Beitrag „Von improvisierten Wettbewerben zu institutionalisierten Festspielen. Die Entwicklung sportlicher Agone im archaischen Griechenland“ zunächst die *ad hoc* organisierten Wettkämpfe der homerischen Epen in den Blick und stellt jenen die institutionalisierten Agone um 500 gegenüber, um die Frage zu stellen, wie der in diesen beiden historischen Stadien reflektierte Wandel sich vollzogen haben mag. Zu diesem Zweck wendet sie sich auf der Grundlage archäologischer, epigraphischer und literarischer Zeugnisse zunächst der Entwicklung der Olympischen Spiele bis zum Ende des 7. Jahrhunderts zu, sodann der Phase einer erheblichen Zunahme agonistischer Festspiele während der ersten Hälfte

des 6. Jahrhunderts und schließlich der zunehmenden Institutionalisierung sportlicher Wettkämpfe in der zweiten Hälfte jenes Jahrhunderts. Neumann-Hartmann hält fest, dass die sportlichen Agone der Archaik sich im Sinne des Institutionenmodells von Peter Berger und Thomas Luckmann am ehesten als „objektivierte Institutionen“ beschreiben ließen. Allerdings ließen sich die in diesem Modell als erste Stadien von Institutionalisierungsprozessen beschriebenen Phasen der „Habitualisierung“ und der „Institutionalisierung“ kaum nachzeichnen. Des Weiteren konstatiert sie, dass die lückenhafte Überlieferung kaum ermögli­che, die Arten und Ebenen der Konkurrenz, welche zwischen einzelnen historischen Protagonisten herrschen mochte, genauer zu fassen. In jedem Fall aber ließe sich festhalten, dass ein im Kontext von Agonen erzielter Prestigezuwachs auch auf andere Felder habe übertragen und vielgestaltig instrumentalisiert werden können, so etwa im Falle von Tyrannen. Doch auch ganze Polisgemeinschaften hätten den Bereich der Agonistik genutzt, um ihre materielle Potenz zu demonstrieren: ein Fall von Prestigekonkurrenz. Neumann-Hartmann schließt mit der Feststellung, dass sportliche Wettbewerbe, die von der individuellen Konkurrenz um den Sieg lebten, in der griechischen Archaik einen Institutionalisierungsprozess anstießen, der nicht nur eine Vielzahl von Agonen hervorgebracht, sondern auch zur Konkurrenz aufseiten der Veranstalter geführt habe.

Elke Stein-Hölkeskamp resümiert in ihrem Beitrag „Kampfplätze der Konkurrenz. Felder und Foren aristokratischer Konkurrenz im archaischen Griechenland“ ebenfalls die Vielgestalt einer so allgegenwärtigen wie intensiven Konkurrenz zwischen den Mitgliedern der Eliten dieser Zeit. Der Ausgangspunkt auch ihrer Überlegungen ist das von Georg Simmel entwickelte Modell von Konkurrenz als eines Modus sozialer Interaktion, mithilfe dessen sie verschiedene Szenarien von Wettbewerb in den Blick nimmt, welche etablierten Regeln folgten und unter der Aufsicht von Schiedsrichtern standen, bei denen ein Publikum anwesend war und Preise für die Gewinner ausgelobt waren. Auf der Grundlage zeitgenössischer literarischer Quellen und des Bildprogramms bemalter Gefäße analysiert Stein-Hölkeskamp die Konstellationen von Wettbewerb vor allem während Symposien und panhellenischer Agone. Hieran anschließend stellt sie die Frage, ob Erfolge, die auf einem Feld des Wettbewerbs erungen worden waren, sich auf andere Felder hätten übertragen lassen, vor allem, ob diese in der Polisgemeinschaft der Akteure in Einfluss hätten konvertiert werden können. Die Analyse dreier Fallstudien aus Athen und Lokroi Epizephyrioi lässt sie zu dem Ergebnis kommen, dass ein solcher Transfer athletischer Erfolge in das Feld der Politik sehr schwierig gewesen sei. Erfolge in Olympia jedenfalls scheinen kaum zu politischen Vorteilen in der Heimatpolis geführt zu haben, hält Stein-Hölkeskamp fest.

Es ist nicht das Ziel der hier versammelten Beiträge, eine konzise neue Meistererzählung für die griechische Archaik zu entwerfen. Allerdings weisen die einzelnen Beiträge Gemeinsamkeiten auf, die Spezifika dieser Epoche beleuchten und es erlauben, partikuläre Forschungsergebnisse miteinander in Dialog treten zu lassen. So wird die ausgeprägte Konkurrenz archaischer Eliten in mehreren Beiträgen – wie etwa Meis-

ter, Schmitz oder Stein-Hölkeskamp – mit mangelnder institutioneller Eindämmung erklärt; sei es, weil es sich um Geltungskonkurrenz zwischen verschiedenen Foren der Konkurrenz handelte, sei es, weil die Akteure über genügend alternative Handlungsfelder verfügten, um eine Niederlage nicht akzeptieren zu müssen. Dieser labile gesellschaftliche Hintergrund manifestiert sich auch im archäologischen Befund, wie in den Beiträgen von Burkhardt, Junker und Kistler deutlich wird. Er zeigt sich aber auch in der dynamischen, da unregelmäßigen Konkurrenz archaischer Denker, die Itgenshorst untersucht und vom Bild einer kanonisierten ‚Weisheit‘ späterer Zeiten absetzt. Anders als in Island, wo, wie Zeller in seinem Beitrag zeigt, ähnliche Verhältnisse herrschten, fand in Griechenland jedoch ein Prozess der Institutionalisierung statt. Dies betraf nicht nur die *polis* als Garant von ‚Staatlichkeit‘ im Sinne Lundgreens beziehungsweise ihre einzelnen Organe wie die von Fraß thematisierte *agora* oder die von Schulz behandelten Ältestenräte, sondern auch die sich ausbildenden panhellenischen Agone und die dort zelebrierten Praktiken, die in den Beiträgen von Lattmann und Neumann-Hartmann thematisiert werden. Als Triebfeder für diese Entwicklungen kann der Versuch der Elite postuliert werden, die eigene Position institutionell abzusichern und Konkurrenz durch Formen der Kartellierung einzugrenzen. Wie etwa die Beiträge von Seelentag und Ulf betonen, sind solche Prozesse tatsächlich zu beobachten, sie blieben aber fragil, da die Kooperation stets prekär war und die Ausrichtung auf das Gemeinwohl beziehungsweise den *demos* als Dritte Instanz nicht gänzlich zu vernachlässigen war. Das ist zwar keine neue Meistererzählung, aber ein gemeinsamer Bezugsrahmen, über den sich verschiedene Phänomene und Entwicklungen des archaischen Griechenlands und die Forschungsergebnisse unterschiedlicher altertumswissenschaftlicher Disziplinen in Dialog setzen lassen. Und genau das ist das Ziel dieses Bandes.

Literaturverzeichnis

- Berger, Peter L. / Thomas Luckmann 1980. Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie, Frankfurt a. M. (englische Originalausgabe 1966).
- Blänkner, Reinhard 1994. Überlegungen zum Verhältnis von Geschichtswissenschaft und Theorie politischer Institutionen, in: Gerhard Göhler (Hrsg.) Die Eigenart der Institutionen. Zum Profil politischer Institutionentheorie, Baden-Baden, 85–122.
- Burckhardt, Leonhard 1999. Vom ‚Agon‘ zur ‚Nullsummenkonkurrenz‘. Bemerkungen zu einigen Versuchen, die kompetitive Mentalität der Griechen zu erfassen, in: Nikephoros 12, 71–93.
- Donlan, Walter 1973. The Tradition of Anti-Aristocratic Thought in Early Greek Poetry, in: Historia 22, 145–154 (Neudruck in: Walter Donlan 1999. The Aristocratic Ideal and Selected Papers, Wauconda, 237–247).
- Dreher, Martin 1983. Sophistik und Polisentwicklung. Die sophistischen Staatstheorien des fünften Jahrhunderts v. Chr. und ihr Bezug auf Entstehung und Wesen des griechischen, vorrangig athenischen Staates, Frankfurt a. M. und Bern.

- Dreischer, Stephan / Christoph Lundgreen / Sylka Scholz / Daniel Schulz 2013. Transzendenz und Konkurrenz. Eine Einführung, in: Stephan Dreischer / Christoph Lundgreen / Sylka Scholz / Daniel Schulz (Hrsg.) *Jenseits der Geltung. Konkurrierende Geltungsbehauptungen von der Antike bis zur Gegenwart*, Berlin, 1–26.
- Duplouy, Alain 2006. *Le prestige des élites. Recherches sur les modes de reconnaissance sociale en Grèce entre les Xe et Ve siècles avant J.-C.*, Paris.
- Ehrenreich, Robert M. / Carole L. Crumley / Janet E. Levy (Hrsg.) 1995. *Heterarchy and the Analysis of Complex Societies*, Arlington.
- Esser, Hartmut 2000. *Soziologie. Spezielle Grundlagen. Bd. 5: Institutionen*, Frankfurt a. M. und New York.
- Fisher, Nick / Hans van Wees (Hrsg.) 2011. *Competition in the Ancient World*, Swansea.
- Gehlen, Arnold 1986. *Urmensch und Spätkultur. Philosophische Ergebnisse und Aussagen*, Wiesbaden (5. Aufl.).
- Geiger, Theodor 2012. *Konkurrenz. Eine soziologische Analyse*, Frankfurt a. M. (dänische Originalausgabe 1941).
- Hall, Jonathan M. 2007. *A History of the Archaic Greek World. ca. 1200–479 BCE*, Malden etc.
- Heuß, Alfred 1946. Die archaische Zeit Griechenlands als geschichtliche Epoche, in: *Antike und Abendland* 2, 26–62 (Neudruck in: Fritz Gschnitzer (Hrsg.) 1969. *Zur griechischen Staatskunde*, Darmstadt, 36–96; Alfred Heuß 1995. *Gesammelte Schriften in 3 Bänden. Bd. 1*, Stuttgart, 2–38).
- Hölkeskamp Karl-Joachim 2017. *LIBERA RES PUBLICA. Die politische Kultur des antiken Rom – Positionen und Perspektiven*, Stuttgart.
- Hölkeskamp, Karl-Joachim 2003. *Institutionalisierung durch Verortung. Die Entstehung der Öffentlichkeit im frühen Griechenland*, in: Karl-Joachim Hölkeskamp / Jörn Rösen / Elke Stein-Hölkeskamp / Heinrich Theodor Grütter (Hrsg.) *Sinn (in) der Antike. Orientierungssysteme, Leitbilder und Wertkonzepte im Altertum*, Mainz, 81–104.
- Hölkeskamp, Karl-Joachim 2006. *Konsens und Konkurrenz. Die politische Kultur der römischen Republik in neuer Sicht*, in: *Klio* 88, 360–396.
- Hölkeskamp, Karl-Joachim 2014. *Konkurrenz als sozialer Handlungsmodus. Positionen und Perspektiven der historischen Forschung*, in: Ralph Jessen (Hrsg.) *Konkurrenz in der Geschichte. Praktiken – Werte – Institutionalisierungen*, Frankfurt a. M. und New York, 33–57.
- Kistler, Erich / Christoph Ulf 2005. *Athenische ‚Big Men‘ – ein ‚Chief‘ in Lefkandi? Zum Verhältnis von historischen und archäologischen Aussagen vor dem Hintergrund der Bedeutung anthropologischer Modelle*, in: Barbara Brandt / Verena Gassner / Sabine Ladstätter (Hrsg.) *Synergia. Bd. 2*, Wien, 271–277.
- Künzler, Isabelle 2016. *Kulturen der Konkurrenz. Untersuchungen zu einem senatorischen Interaktionsmodus an der Wende vom ersten zum zweiten Jahrhundert n. Chr.*, Bonn.
- Lundgreen, Christoph 2014. *Staatsdiskurse in Rom? Staatlichkeit als analytische Kategorie für die römische Republik*, in: Christoph Lundgreen (Hrsg.) *Staatlichkeit in Rom? Diskurse und Praxis (in) der römischen Republik*, Stuttgart, 15–61.
- Meier, Christian 1980. *Die Entstehung des Politischen bei den Griechen*, Frankfurt a. M.
- Meister, Jan B. (im Druck). *‚Adel‘ und gesellschaftliche Differenzierung im archaischen und frühklassischen Griechenland. Habil. Berlin 2017 (erscheint 2020 in den Historia Einzelschriften)*.
- Nebelin, Marian 2014. *Aristokratische Konkurrenz in der römischen Republik. Möglichkeitsraum – Soziale Schließung – Transformation*, in: Ralph Jessen (Hrsg.) *Konkurrenz in der Geschichte. Praktiken – Werte – Institutionalisierungen*, Frankfurt a. M. und New York, 141–174.

- Rehberg, Karl-Siegbert 1994. Institutionen als symbolische Ordnungen. Leitfragen zur Theorie und Analyse institutioneller Mechanismen (TAIM), in: Gerhard Göhler (Hrsg.) Die Eigenart der Institutionen. Zum Profil politischer Institutionentheorie, Baden-Baden, 47–84.
- Rehberg, Karl-Siegbert 2001. Weltrepräsentanz und Verkörperung. Institutionelle Analyse und Symboltheorien. Eine Einführung in systematischer Absicht, in: Gert Melville (Hrsg.) Institutionalität und Symbolisierung, Köln etc., 3–49.
- Rose, Peter W. 2012. *Class in Archaic Greece*, Cambridge.
- Seelentag, Gunnar 2015. *Das archaische Kreta. Institutionalisierung im frühen Griechenland*, Berlin und Boston.
- Simmel, Georg 1992. *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*, Frankfurt a. M. (Erstausgabe 1908).
- Simmel, Georg 1995. *Soziologie der Konkurrenz (1903)*, in: Georg Simmel, Aufsätze und Abhandlungen 1901–1908, Bd. 1, Frankfurt a. M., 221–246.
- Stein-Hölkeskamp, Elke 2014. „Immer der Beste sein“ – Konkurrenz in der athenischen Demokratie, in: Ralph Jessen (Hrsg.) *Konkurrenz in der Geschichte. Praktiken – Werte – Institutionalisierungen*, Frankfurt a. M. und New York 2014, 119–140.
- Ulf, Christoph 1990. *Die homerische Gesellschaft. Materialien zur analytischen Beschreibung und historischen Lokalisierung*, München.
- Ulf, Christoph 2006. Elemente des Utilitarismus im Konstrukt des ‚Agonalen‘, in: Nikephoros 19, 67–80.
- Ulf, Christoph 2011. Ancient Greek Competition. A Modern Construct?, in: Nick Fisher / Hans van Wees (Hrsg.) *Competition in the Ancient World*, Swansea, 85–111.
- van der Vliet, Edward Ch. L. 2005. Polis. The Problem of Statehood, in: *Social Evolution & History* 4, 120–150.
- van der Vliet, Edward Ch. L. 2008. The Early State, the Polis and State Formation in Early Greece, in: *Social Evolution & History* 7, 197–221.
- van der Vliet, Edward Ch. L. 2011. The Early Greek Polis. Regime Building, and the Emergence of the State, in: Nicola Terrenato / Donald Haggis (Hrsg.) *State Formation in Italy and Greece. Questioning the Neoevolutionist Paradigm*, Oxford und Oakville, 119–134.
- Verheyen, Nina 2013. Gemeinschaft durch Konkurrenz. Georg Simmel und die Ellbogenmenschen des Kaiserreichs, in: *Merkur*, 918–927.
- Walter, Uwe 1998. Der Begriff des Staates in der griechischen und römischen Geschichte, in: Theodora Hantos / Gustav Adolf Lehmann (Hrsg.) *Althistorisches Kolloquium aus Anlaß des 70. Geburtstages von Jochen Bleicken*, Stuttgart, 9–27.
- Weiler, Ingomar 2006. Wider und für das agonale Prinzip – eine griechische Eigenart? Wissenschaftsgeschichtliche Aspekte und Grundsatzüberlegungen, in: Nikephoros 19, 81–110.
- Werron, Tobias 2011. Zur sozialen Konstruktion moderner Konkurrenzen. Das Publikum in der „Soziologie der Konkurrenz“, in: Hartmann Tyrell / Otthein Rammstedt / Ingo Meyer (Hrsg.) *Georg Simmels große „Soziologie“. Eine kritische Sichtung nach hundert Jahren*, Bielefeld, 227–258.
- Winterling, Aloys 2014. ‚Staat‘ in der griechisch-römischen Antike?, in: Christoph Lundgreen (Hrsg.) *Staatlichkeit in Rom? Diskurse und Praxis (in) der römischen Republik*, Stuttgart, 249–256.

Stellenregister

Literarische Zeugnisse

Aelianus NA		DK 12 A 10	332, 333
12.40	54	DK 12 A 16	332, 333
		DK 12 A 26	333
Aelianus VH		DK 12 B 1	332, 334
9.32	54, 444		
12.24	429	Archilochos <i>Frg.</i> (West)	
		19	72
Σ Aischines <i>Ctes.</i>		23,17–21	72
429a	421	109	264
		114	41, 106, 430
Aischylos <i>Choeph.</i>		115	114
48–53	135	124	432
		Aristophanes <i>Ach.</i>	
Alkaios <i>Frg.</i> (Lobel/Page)		1227–1229	296
70	67, 136		
70.6	106	Σ Aristophanes <i>Lys.</i>	
72	106	273	328
129	68, 136		
129.13–24	77	Aristoteles <i>Frg.</i> (Rose)	
129.14–16	106	637	416
129.21	103		
130b	68	Aristoteles <i>pol.</i>	
130b.3–9	70	1271b24–32	238
140	135	1272a–1273a	237
348	72	1274a23–25	367
383	135	1289b33–40	52
		1300b13–30	330
Alkman <i>Frg.</i> (Page)		1306a16–19	237, 238
2	305	1310b–1316a	343
		1313a39–1313b21	446
Anaximandros			
DK 12 A 1	332		
DK 12 A 9	332, 334		

[Aristoteles] <i>Ath. pol.</i>		Dikaiarchos von Messene <i>Frg.</i> (Wehrli)	
1	133	33	238, 248
2	108	34	238
3.6	237, 241		
7.3-4	52	Diodorus Siculus	
8.4-5	331	1.98.9	358
13-15	77	5.9.2	249
13.2	334	8 <i>Frg.</i> 10.1-4	326
15.2	105	8 <i>Frg.</i> 12	318-320
16.7	328	9.2.5	55
16.10	326	9.10.4	280
57.3-4	330	12.9.5-6	308, 420
		12.11.3-19.2	367
Ps.-Aristoteles <i>oikon.</i>		13.59.4	342, 349
1346b9-12	397	16.65.6	238
Athenaios		Diogenes Laertios	
35c	346	1.27-33	276
273b-c	429	1.29-30	277
457c-e	437	1.40-42	278
479c-e	435	1.55	55
487d	436	1.55-56	419
541b-c	429	1.58	331
628c-d	429	2.10	271
665-668	435	8.36	271
666d-e	436	8.66	271
694a-f	432	8.73	271
Bakchylides		Demokritos	
9.23	409	DK 68 A 56	335
13.198	409		
<i>Certamen Homeri et Hesiodi</i>		Demosthenes <i>or.</i>	
6	272, 273	21.43	330
7	279	22.72	321
13	273	23.28	330
13-14	274	23.53	330
		23.60	330
		23.65-81	330
		23.72	330
Cicero <i>Att.</i>		43.57	178
10.1.2	331	43.62	178
Cicero <i>leg.</i>		Ephoros von Kyme (FGrH 70) <i>Frg.</i>	
1.57	367	115	245, 411-413
		149.69-70	238
Daimachos von Plataiai (FGrH 65) <i>Frg.</i>			
6	279		

Eudoxos von Knidos <i>Frg.</i> (Lasserre)		3.129	359
371	279	4.152	393
Euripides <i>Frg.</i> (PMG)		4.161.3	51
755–756	291	4.165	238
Euripides <i>Herc.</i>		5.30	75
565–568	135	5.30.1	104
861–866	135	5.47	421
1279–1280	135	5.71	54, 443, 415
Eusebios <i>Ol.</i>		5.77.2	52, 104 f.
29.2	367	5.102.3	421
43.4	343	6.34–36	87
49.4	416	6.35–38	418
52.1	416	6.70.3	421
53.3	416	6.91	103
Eusebios <i>pr. ev.</i>		6.100.1	52
5.34.15–16	445	6.103	54, 443
Gellius		6.103.1–3	421
2.12.1	331	6.103.2–3	444
11.18.1–5	330	6.103.3	54
Hekataios (FGrH 1) <i>Frg.</i>		6.121–122	418
19	260	6.125	418
Herakleides Lembos <i>Frg.</i> (Dilts)		6.126–131	418, 429
55	367	6.127.1	428
Heraklit <i>Frg.</i> (Gemelli)		6.127.3	246, 428, 412
11 A	261	6.129.1–130.2	429
12 A	261	7.139.3	324
13 A	261	7.149.1	239
72	263	7.153–154	344
Herodot		7.155	75, 105
1.59	113	7.155–156	344
1.59–64	77	7.155.2	52
1.65	237	7.156	344
1.65.4	238	7.156.2	104
1.96	73	7.172–177	324
1.98.3–99.1	72	7.226.1	321
1.174.2	249	7.227	321
2.160	412	8.10.3	320
3.80.5	147	8.11.2	320
		8.17	320
		8.47	249
		8.93	320
		8.122	321
		8.123.1	321
		8.124–125	322
		8.125.1	325
		8.128	440
		9.71.1	321

9.71.1–2	324	Homer <i>Il.</i>	
9.71.2	321	1.101–194	219
9.71.3–4	321	1.223–303	219
9.105	321	1.320–326	223
		1.334–335	219, 223
Herondas <i>mim.</i>		2.50–52	223
2.46–56	367	2.55–154	223
		2.75	224
Hesiod <i>erg.</i>		2.96–98	223
20–26	256	2.100–109	105
35–41	263	2.184	223
38–39	185	2.203–206	74
212–246	263	2.211–270	50
219–220	185	2.211–278	74, 76
234	107	2.212–215	225
235	114	2.265	225
247–255	263	2.265–269	226
261–263	185	2.313–314	51
375–381	68	2.370	46
404–408	68	2.527–530	106
450–452	68	2.563–566	307
602	222	2.671–675	71
617–693	68	2.867–869	138
633–640	53	3.245–248	223
653–658	266	4.1–72	81
656–657	273	4.322	246
		4.330	230
Hesiod <i>Frg.</i> (Merkelbach/West)		5.49–78	57
321	246	5.800–808	106
		6.113–115	246
Hesiod <i>theog.</i>		6.113–315	57
22–34	259	6.144–206	110
75–97	110	6.194–195	51
80–92	210	6.206–211	444
81–90	220	6.208	45
81–92	264	6.264–311	110
		7.274–282	223
Hieronimos von Rhodos <i>Frg.</i> (Wehrli)		7.323–442	221
34	446	7.452–453	109
		7.466–475	105
Hippokrates <i>nat. hom.</i>		8.363–364	81
4	335	9.34–62	107
		9.38–39	209
Hippokrates <i>vet. med.</i>		9.53–78	76
19	335	9.63–64	210
		9.69–72	105
		9.269–270	219

9.346–429	219	Homer <i>Od.</i>	
9.369–429	105	1.143	223
9.574–580	51	1.389–398	209
9.628–632	81	1.392–393	51
9.648	210	2.26	245
11.514	359	2.26–32	227
11.624–627	46	2.42–47	227
11.632–637	346	2.64–71	227
11.670–707	108	2.86–126	228
11.783–793	209	2.226–227	245
11.784	45	2.276–277	107, 113
12.88–90	46	3.31–33	105
12.210–215	46	3.102–119	231
13.726–734	47, 209	4.642	222
14.110–134	107	6.57–84	219
14.115–125	110	6.291–294	51
15.279–305	113	7.4–6	219
15.283–284	46	8.97–255	407
18.105–106	45	8.104–255	295
18.251–252	46	11.184–186	51
18.310–313	47–48	11.489	222
18.508	185	13.7–15	104
18.550–560	51	14.191–359	210
19.40–46	222	14.199–251	68
19.79–80	226	16.373–384	228
19.172–183	77	16.376–384	75
19.181–183	81	16.424–430	75
19.317–319	45	17.265–299	219
20.184–186	51	17.299	51
20.208–241	110	18.1–116	109
21.35–38	57	18.85–87	109
21.441–457	109	18.115–116	109
21.444	222	18.215–216	104
22.99–107	48	18.281–283	104
23.257–897	295, 407	18.357	222
23.406	309	19.185–202	105
23.624–650	408	21.20	245
23.651–699	307	22.1–389	219
23.668–671	45	22.417–479	219
23.677–680	408	22.474–477	109
23.695–699	308	23.117–122	230
23.793	309	23.130–140	230
23.839–840	307	23.189–201	57
23.884–897	53	24.205–212	245
24.100–101	105	24.353–355	230
24.253–262	107	24.413–420	230
24.526–528	232	24.426–429	230

24.430–437	231	Parmenides <i>Frg.</i> (Gemelli)	
24.454–466	231	8 A.28–37	260
24.482–486	111		
Isokrates <i>or.</i>		Pausanias	
9.16	321	1.28.1	54, 443
12.153	237	1.28.8–11	330
16.25	418	1.44.1	414
16.26	134	3.3.1	249
		3.13.9	414
		3.14.3	249, 414
Julius Africanus <i>Frg.</i> (Wallraff)		5.7.6–9.6	411
65.90–91	414	5.7.7	413
		5.8.6–9	413
Kallimachos <i>Frg.</i> (Pfeiffer)		5.8.10	418
84–85	445	5.9.4–6	439
		5.9.4	413, 417
Kallinos <i>Frg.</i> (West)		6.10.1–3	302, 421
1	263	6.11.2–9	302
		6.14.5	420
Klearchos von Soloi <i>Frg.</i> (Wehrli)		6.14.10	270
70	279	6.19.1–2	414
		6.22.2–3	412
Livius		6.24.3	439
31.20	142	7.2.6	140
		9.36.8	330
Lysias		10.7.2–8	288
26.11	237	10.7.3–4	270
		10.7.4–5	416
Maiandrios von Milet (FGrH 491) <i>Frg.</i>		10.7.4–7	417
18	279	10.7.7	418
Markellinos <i>vit. Thuk.</i>		Pherekydes (FGrH 333) <i>Frg.</i>	
3	416	123	225
Marmor Parium (FGrH 239)		Philistos (FGrH 556) <i>Frg.</i>	
<i>s. Inschriften</i>		5	344
Maximos Tyrios		Phlegon von Tralleis (FGrH 257) <i>Frg.</i>	
18.1	326	1	411, 413
		1.10–11	413, 417
Mimnermos <i>Frg.</i> (West)		6	414
7	41, 114	Phokylides <i>Frg.</i> (Gentili/Prato)	
		3	41, 106
Nikolaos von Damaskus (FGrH 90) <i>Frg.</i>		Pindar <i>Frg.</i> (Werner)	
57.4–5	78	58.23–25	259
60	134		
60.36	239		

166	246	8.74–76	298
174	261	9.1–4	296
Pindar I.		9.1–8	292
2.1–17	300	9.5–8	297
3	298	9.100–102	301
4.7–8	298	10.24–77	413
4.25–29	409	10.57	409
7.21–22	438	Σ Pindar O.	
7.22	301	3.35a	409
Pindar N.		3.35g	409
1	302	7 inscr. c	302
1.7	293	9.1	296
1.19–24	293, 309	Pindar P.	
4	289	2.1–12	440
5.1–8	291	2.56	301
6.40	409	4	308
7.54–55	301	4.1–3	298
8.50	293	5	308
9.1–3	293, 294	5.1–4	301
10.19–30	437	5.23–53	440
10.35–36	441	6.44–49	301
10.43–48	441	8.44–45	301
11.1–10	142	8.80–81	438
Σ Pindar N.		8.85–87	441
9 inscr. 20	416	10.22–26	288
9 inscr. 25b	416	10.64–66	299
Pindar O.		10.99–105	438
1.17–23	293	20.53	293
1.67–100	290	Σ Pindar P.	
1.86b–96	304	hyp. b	416
1.98–99	439	hyp. d	416
1.100–103	298	Platon <i>apol.</i>	
1.103–105	303	20e–21a	280
2.47	293	22d–e	280
2.53–56	301	Platon <i>Charm.</i>	
3.9–38	413	164c–165a	280
3.11–38	290	Platon <i>Hipp. min.</i>	
3.19–22	409	368b–e	271
4.14–16	106	Platon <i>leg.</i>	
6.67–69	413	9.871d	330
8	306		
8.19–21	438		
8.68–69	441		

634d–e	237	Plutarch <i>de sera numinis vindicta</i>	
692a2	237, 241	4 (= mor. 550c)	331
Platon <i>rep.</i>		Plutarch <i>praecepta gerendae reipublicae</i>	
599d–e	367	32 (= mor. 823–824)	331
Ps.-Platon <i>Hipparch.</i>		Plutarch <i>septem sapientium convivium</i>	
228b	269	2 (= mor. 146e–f)	274, 275
		4 (= mor. 150b–c)	275
Ps.-Platon <i>Min.</i>		6 (= mor. 151b)	275
318cd	238	7 (= mor. 151e)	275
Plinius <i>nat.</i>		10 (= mor. 153f–154a)	267, 274
36.99	142	21 (= mor. 164b)	276
Plutarch <i>Agesilaos</i>		Plutarch <i>quaestionum convivalium</i>	
4.2	237	9.15.1 (= mor. 747a)	436
Plutarch <i>Cato maior</i>		Plutarch <i>quaestiones Graecae</i>	
5.4	54, 444	4 (= mor. 292a–b)	238
		57 (= mor. 303e–304c)	52
Plutarch <i>Lykurg</i>		Ps.-Plutarch <i>de musica</i>	
5	237, 241	3 (= mor. 1132c)	269
6.4	248	4 (= mor. 1132e)	269
6.8	76	8 (= mor. 1134a)	269, 270
16.1–2	244	Pollux	
26.1	237	8.117–120	330
26.14	237	Polyainos	
Plutarch <i>Solon</i>		1.27.2–3	344
12.1	443	1.27.3	343, 344
12.1–3	54	Polybios	
12.2	330	6.45	237
12.5	133	Sakadas <i>Frg.</i> (Campbell)	
17.2	330	1	270
19	237	Sappho <i>Frg.</i> (Lobel/Page)	
19.4	327	58.25	41
20.1	331	98	107
23.3	55, 419	203a	142
Plutarch <i>Theseus</i>		Semonides <i>Frg.</i> (Diels)	
25	241	7	72
Plutarch <i>amatoriae narrationes</i>			
2 (= mor. 772d–773b)	326, 346		

Simonides <i>Frg.</i> (PMG)		9.3.10	416
506	290	13.1.38	415
		13.2.617	77
Simplikios <i>phys. p.</i>		14.2.6	249
24.13–14	334		
Ps.-Skymnos		Theognis/ <i>Theognidea</i>	
328	249	39–52	263
		53–60	112
		57–67	78
Solinus		145–154	112
7.14	416	173–182	112
		183–192	69
Solon <i>F</i> (Ruschenbusch bzw. Leão/Rhodes)		190	41
5a	330	287–292	264
37a	326	315–318	69
60–64	86	319–322	69
70	237	473–496	436
76a	80, 183	491–492	432
76a–c	175	497–498	436
109	178	520–522	431
143a (Leão/Rhodes 89/1a)	55	667–672	68, 70
143b–c (Leão/Rhodes 89/1b–c)	55	693–694	82
		837–842	436
Solon <i>Frg.</i> (West)		971–972	432
4	107–108, 262	993–995	432
4c	82	993–996	436
4.12–14	104	1197–1202	68
5	82		
9	263	Theophrastos <i>de elig. magistr.</i>	
11	114	B 221–235	239
13.7–8	82		
13.43–46	68	Theophrastos <i>Fr.</i> (Wimmer)	
15	70	97.5	367
32	72		
33.5–7	65, 67	Theophrastos <i>phys. opin. Frg.</i> (Diels)	
34	263	2	334
36	263		
36.3–7	108	Theotimos (FGrH 470) <i>Frg.</i>	
36.15–20	82	1	306
37	263		
Sophokles <i>Ai.</i>		Thukydides	
464	321	1.5	98
		1.126	54
		1.126.3–11	415
Strabon		1.126.12	133
6.2.4	346	1.126–127	443
8.3.30	408, 411 f.	3.69–85	332

4.46–48	332	Xenophanes <i>Frg.</i> (West)	
5.47.9	239	2	56, 262, 419,
6.3.2	346		438
6.4.1	342	2.1–12	56
6.4.2	349	2–3	430
7.50	249	3	104
8.21	52, 104		
		Xenophon <i>apol.</i>	
Timaios (FGrH 566) <i>Frg.</i>		14	280
8	52		
		Xenophon <i>Hell.</i>	
Timotheos <i>Pers. Frg.</i>		5.4.13	247
15.178–181	135	7.4.28–32	412
		Xenophon <i>Lak. pol.</i>	
<i>Turba philosophorum</i> (Ruska)		1.2	238
S. 110, 11 f.	332	10	237
		15.3	51
Tyrtaios <i>Frg.</i> (West)		Xenophon <i>oik.</i>	
4	248	14.4–5	330
12	419, 430, 438		
12.1–14	40		

Inschriftliche Zeugnisse

CEG		4.14 g–p.1	78
362	418	4.14 p–g.2	78
394	56	4.22 B	178
		4.43 Ba–Bb	86
Gagarin/Perlman 2016		4.72.2.2–45	82
Da 1	243	4.72.3.37–40	176
Da 1 B.6–11	76	4.72.7.15–9.24	86
Dr 1	51, 168, 184, 243	4.76	177
Dr 5	76, 243	4.80.11	238
G 14	78		
G 22	178	IDelos	
G 43	86	68	130
G 72	176		
G 72.2.2–45	82	IG	
G 72.7.15–9.24	86	Γ.115	181
G 76	177	Γ.472	418
L 1B	86	Γ.104	181, 330
Lyktos 1A	168, 181	Γ.1393	359
		IX.1 ² .3.609	172–174, 238
ICret		IX.1 ² .3.609.9–13	134
1.28.7 A1	238	XI.2.87 A 107–109	120, 130

XII.2.11	137	132	86
XII.5.107	168	133	86
XII.5.108	168	134	178
XII.5.593	86, 176	150	177
XII.6.2.626	70	155	238
		164	82
IMilet		167	176
1.3.133	84	174	86
1.3.133 Z 7–8	140		
ILabraunda		Marmor Parium (FGrH 239)	
II 14–15	134	A 37–38	416
IvO		NIO	
7.3–5	76, 78	2	53, 420, 439
11	76	Nomima 1994/1995	
142	421	1.7	238
IvO (nicht ediert)		1.12	168, 181
B 1291	420	1.21	76
B 6901	420	1.22	243
Koerner 1993		1.32	76
11	181	1.44	172–174, 238
31	76	1.63	238
35	85	1.64	243
43	76, 78	1.81	51, 184, 243
46	176	1.82	168
47	134, 172–174,	1.103	86, 181
	238	1.104–105	327
57	168	2.33	176
58	168	2.81	82
60	86, 176	2.84	178
61	76	2.86	177
62	170–171	SEG	
78	181	9.1 (Diagramma Ptolemaios' I. über die	
78–79	327	Stadtverfassung von Kyrene, 321 v.Chr.)	238
81	86, 181	14.599 (Somrotidas-kouros)	355
87	168, 181	18.772 (Proxenedekret aus Euhesperides,	
88	86	350–320 v.Chr.)	238
90	51, 168, 184, 243	27.631 (Privilegierung des <i>poinikastas</i>	
91	76, 243	Spensithios)	76
100*	238	32.917 (Inschrift des Korydos	
121	78	in Kamarina)	353

Copyrighted material

Only for use in personal emails to professional colleagues and for use in the author's own seminars and courses.
No upload to platforms.

For any other form of publication, please refer to our self archiving rules
<http://www.steiner-verlag.de/service/fuer-autorinnen-und-autoren/selbstarchivierung.html>

Ortsregister

- Ägypten 97, 260, 274 f., 395, 412
Aigina/Ägina 104, 294, 409, 440
 Aphaiaheiligtum 148
 Apollonheiligtum 148
 Kolonna-Hügel 131–133, 148
Aitnai/Aitna 293 f
Aitolien 428
Akragas 343 f., 346, 350 f., 353, 357 f., 366, 442
 Mosè-Nekropole 355
 Pezzino-Nekropole 353
Akrai 366
Akron s. Milet
Andros 357
Zagora s. dort
Ano Mazaraki 125
Aphrati 148
Argos 99 f., 239–241, 244–247, 250, 260, 409,
 412, 420, 428, 437, 441
 Heraion 148
Arkadien 85, 409, 437
 Lykaios 437
 Tegea s. Tegea
Asine 245
Askra 53, 107, 226, 246
Athen 12, 14, 25, 31, 35, 51 f., 54–56, 62, 66,
 70–73, 87, 100, 113, 146, 161, 169, 171, 175, 183,
 194, 236, 239, 241 f., 245–248, 250, 268, 322,
 325, 327–329, 334 f., 360, 367, 378–380, 382 f.,
 391, 398 f., 409, 414–416, 418 f., 421, 428,
 442 f.
 Agora
 Gebäude C 144, 148
 Stoa basileios 144
 Grab der 'Rich Lady' 379, 381
 'Alte Agora' 144
 Akropolis 54 f., 133, 328 f., 383, 397 f., 414
 Kerameikos 380–383
 Pompeion 350
Attika 74, 84, 245, 327–332, 334, 359, 364,
 379 f., 382, 386, 399, 409
 Athen s. dort
 Eleusis 409
 Lamptrai 364
 Marathon 409, 437
 Oropos 121–123, 149
 Phaleron (Nekropole bei) 55
Baselland 52
Boiotien/Böotien 380, 409
 Askra s. dort
 Heiligtum des Apollon Ptoios 397, 418
 Orchomenos 409
 Theben s. dort
Byzanz/Konstantinopel 198
Çatallar Tepe s. Milet
Chalkis 52, 104 f., 266–268, 271–274, 278,
 281
Chersonesos 87, 418, 443
Chios. 76, 170, 172–174
Datala 76, 243
Delos 387
 Archegesion 120, 130 f., 133, 140, 148
 Oikos der Naxier 83, 100
Delphi 53, 176 f., 268–270, 274, 276–278, 280 f.,
 305, 321, 325 f., 343, 362, 383, 389, 399, 409,
 413–416, 437, 440, 442, 445
 Athenaheiligtum 148
Despotikos 148
Deutschland 162, 166
Didyma s. Milet
Dreros 51, 76, 83, 184, 243, 368
Elea 419
Eleutherna 148

- Elis 76, 78, 237–239, 241, 244 f., 250, 297, 411 f.,
 428, 438
 Ephesos 84, 100, 263, 388, 421
 Artemistempel 388, 391
 Epidauros 409, 437
 Eretria 100, 105, 123, 125–130
 Gräberfeld beim Westtor 128–130
 Hekatompedos Edz 100, 125 f., 128, 130, 133,
 140, 144, 148, 350
 Erythrai 75
 Etrurien 88
 Euböia/Euböa 245, 409
 Chalkis s. dort
 Eretria s. dort
 Nord-Euböa 398
 Euhesperides 238, 240 f., 248–250
 Frankreich 162, 167
 Île-de-France 162
 Gela 342–344, 346, 349–351, 366, 421
 Golf von Neapel 345
 Gortyn 78, 82, 86, 176–178, 237
 Grammichele 357
 Halieis 146
 Hebriden 200
 Helos 245
 Himera 146
 Ionien 247, 355
 Ostionien 34, 386
 Ioulis 86, 176 f.
 Island 30, 36, 196–208, 211 f.
 Kalapodi 125
 Kamarina 344, 353, 421
 Kap Artemision 320
 Karibik 64
 Karien 171
 Karthago 239
 Karystos 421
 Kasmenai 366
 Katania 367
 Kephallenia 420
 Kerkyra 332
 Kleonai 416, 418
 Kleitor 420, 437
 Knidos 238 f., 241, 249 f.
 Kolophon 52, 104 f., 110, 261, 419
 Korinth 72, 88, 96, 99 f., 134, 238, 240 f., 243–245,
 247, 250, 325 f., 343, 346, 350, 399, 409 f., 416
 Heiligtum der Demeter und Kore 148
 Isthmia/Isthmos 125, 321, 305, 437
 Poseidonheiligtum 324, 416 f.
 Lechaion 274 f.
 Kreta 13, 62, 82, 84, 184, 237–239, 241–245,
 247 f., 250, 368
 Kroton 238, 240, 248–251, 308, 357, 362, 420
 Kykladen 380, 386
 Kyme 148, 346, 350
 Kyrene 51, 238 f., 241, 248–250, 291, 306, 308,
 310, 409, 414, 440
 Gebäude an der Agora 140, 144, 148
 Kyzikos 76, 142
 Labraunda (*Zeusheiligtum*) 120, 134
 Latium 88
 Lefkandi
 Toumba-Nekropole 379
 Leontinoi 343, 346, 350, 356 f.
 Lesbos 106, 108, 136 f.
 Antissa 136
 Klopedi 136 f.
 Mytilene s. dort
 Levante 88
 Lokris 134, 172–174, 182, 185, 249, 444 f.
 Lokroi Epizephyrioi 35, 238, 240, 249–251,
 357, 367, 444
 Stoa im extraurbanen Heiligtum 120
 Lyktos 181
 Lyttos 86
 Magna Graecia 33, 346, 355
 Sizilien s. dort
 Unteritalien s. dort
 Malta 15
 Marseille 149
 Megara 75, 245 f., 249, 263, 409, 414, 442
 Heiligtum des Zeus Aphesios 149
 Megara Hyblaia 100, 104, 341–344, 346,
 348–356, 362–366
 Agora 352
 Gebäude an der Agora 120, 140, 144,
 149
 Nordwestnekropole 349, 355
 Nordnekropole 353, 364 f.
 Südnekropole 350, 355, 365
 Westnekropole 350, 365
 Messenien 244 f., 318
 Messina 149

- Metapont 341, 343, 357
 Ekklesiasterion 352
 Millet 75, 84, 86, 100, 137–144, 171, 181, 276,
 388
 Delphinion 139, 140–142, 144, 149
 Heroon des Neileos 140
 Chora/Umland
 Akron 137–141, 149
 Assesos 141
 Çatallar Tepe 137–141, 149
 Didyma 277, 388, 391
 Heilige Straße nach Didyma 140–
 142
 Mykene 96 f.
 Mytilene 77, 107, 135 f., 415
 Megas domos 135–137, 139
 Myrsileion 135–137
 Prytaneion 142
 Naupaktos 238, 240 f., 245, 250
 Naxos 73, 75, 83, 104, 356, 387, 397
 Yria s. dort
 Naxos auf Sizilien 100, 149
 Nemea 305, 399, 416, 437
 Norwegen 197 f., 200–202, 205, 208, 212
 Olympia 35, 53 f., 56, 87, 271, 291, 295–297, 299,
 305, 343, 362, 383–385, 393, 411 f., 414, 417 f.,
 420, 430, 437 f., 440, 442–445
 Olynth 146
 Orkneys 200
 Paios 428
 Paros 168
 Delion 149
 Pellene 409, 420, 437, 441
 Perachora 149
 Phylake 409
 Pisatis/Pisa 56, 412
 Pithekoussai/Pitekussai 33, 123, 184, 341, 345,
 347
 Plataiai 321
 Poseidonia/Paestum 140, 144, 149
 Prinias 83, 149
 Rhegion 357 f.
 Rhittenia 237, 241
 Rhodos 357, 382, 409
 Salamis 246, 321 f., 324 f., 440
 Samos 52, 72 f., 84, 88, 100, 104, 125, 145 f., 299,
 357, 388, 442, 446
 Heraion 83, 385, 393, 398, 446
 Heratempel 388, 390 f.
 Nordnekropole 70
 Selinunt/Selinus 140, 146, 342, 346, 349–351,
 366
 Akropolisheiligtum 149
 Gaggera-Nekropole 355
 Gebäude an der Agora 144, 149
 Sigeion 415
 Sikyon 140, 293–295, 409, 416, 418 f., 427–430,
 437, 441, 446 f.
 Siris 428
 Sizilien 291, 308, 310, 326, 342, 361 f., 366, 368,
 391, 409 f., 421, 446
 Skandinavien 198, 200
 Sparta 57, 62, 66, 76, 96, 133, 194, 236–251, 309,
 318, 322, 325, 420 f.
 Asine s. dort
 Periökengebiet 51
 Helos s. dort
 Sybaris 55 f., 420, 428
 Syrakus 33, 52, 62, 75, 100, 104, 303, 325 f.,
 343–350, 357, 362, 366, 442
 Fusco-Nekropole 347 f.
 Tegea 322, 420, 437
 Tenedos 142, 409
 Teos 181, 327
 Thailand 110
 Thasos 302
 Heraklesheiligtum 100, 149
 Theben 409
 Kabirenheiligtum 149
 Thera 248 f., 414
 Thermopylen 323
 Thermos 125
 Thessalien 62, 409
 Phylake s. dort
 Tempetal 409
 Thrakien 357
 Tiryns 76, 99
 Tyliossos 350
 Unteritalien/Süditalien 73, 291, 342, 366, 380
 Viglatouri 123
 Yria 125
 Dionysostempel III 100, 149
 Zagora 100, 123 f.